

Nach dem Erdbeben

(Herbst 1923 bis April 1926)

Der japanische Wettergott gönnte uns keine Ruhe. Während der ersten Nacht in Nikko ging ein großer Taifun über das Land. Gegen 300 uralte Kryptomerienbäume aus der Tokugawazeit brachen in der langen Allee zum Tempelgrund zusammen und versperrten tagelang die Straße. Eine verrückte Engländerin im Zimmer neben uns ließ trotz meines Protests ihre Fenster in der Sturmnacht weit offen und brachte dadurch das ganze Hotel in Gefahr. Ich mußte sie durch das Personal zur Vernunft bringen lassen.

Zwei Tage später begaben wir uns ganz früh auf die abenteuerliche Bahnfahrt nach Yokohama. Meine Frau sah mit Ernsetzen die schweren Verwüstungen, die das Erdbeben angerichtet hatte. Abends standen wir etwas traurig vor unserm eingestürzten Haus, trösteten uns aber damit, daß wir selbst ja glimpflich davongekommen waren. Wir waren entschlossen, das Leben auch unter dürftigen und beschränkten Verhältnissen mutig neu anzufassen. Müllers waren schon da, ziemlich aufgeregert und nervös von allen Erlebnissen. Wir richteten uns ein so gut es ging und hatten uns viel zu erzählen. Sie blieben aber nur wenige Tage bei uns. Müller wurde zur Filiale seiner Bank nach Kobe versetzt, wohin sie mit einem Schiff fuhren. Verschiedene Dampferlinien hatten an Stelle des durch das Erdbeben besonders im Hakonedistrikt lahmgelegten Bahnverkehrs die Verbindung zwischen Tokyo-Yokohama und Kobe übernommen.

Gleich nach dem Erdbeben waren fast alle ausländischen Geschäftsleute nach Kobe/Osaka umgesiedelt. So waren wir im weiten Umkreis allmählich die letzten der Mohikaner. Eine Engländerin bewunderte unser einsames Verweilen in Negishi, dem westlichen Vorort der Stadt, mit den Worten: "How brave of you!" Nun, wir hatten nichts mehr zu befürchten. Das Militär hatte Ordnung geschaffen, und langsam versah auch die Polizei wieder ihren Dienst. Die sich wiederholenden Erderschütterungen beunruhigten uns nicht ernstlich.

Da alle meine Lokalklienten nach Kobe und Osaka geflüchtet waren blieb mir nichts andres übrig als sie dort aufzusuchen, um wieder in Fühlung zu kommen und über die Weiterverfolgung der schwebenden Rechtsfälle und sonstige durch das Erdbeben verursachte Fragen zu beraten. Eine günstige Gelegenheit zu einer Schiffsreise nach Kobe sollte sich bald bieten. Alle Dampferlinien wetteiferten in ihrem Bemühen, der heimatlos gewordenen ausländischen und japanischen Bevölkerung freie Passage nach Kobe zu gewähren. Auch der Norddeutsche Lloyd stellte Ende September den sehr bequemen Dampfer "Weser" für eine einmalige Hilfsfahrt zur Verfügung, und so machten wir in Gesellschaft einiger Bekannter von Tokyo — die Yokohama-Freunde waren längst über alle Berge — eine vergnügte Seereise von etwa 24 Std. dorthin. Wir fanden gastliche Aufnahme bei unserm alten Freund Buttmann, der damals Konsulatsverweser von Kobe war, bald aber von dem durch das Erdbeben seiner Dienststelle in Yokohama beraubten Generalkonsul Dr. Ohrt abgelöst werden sollte. Ohrt war gleichfalls Hausgast bei Buttmann. Er war am 1. September mit der Bahn von Karuizawa nach Yokohama unterwegs gewesen, hatte aber umkehren müssen. Auch ihm war seine schöne Amtswohnung auf dem Yokohama Bluff mitsamt seiner ganzen persönlichen Habe und manchen in 25 Jahren gesammelten Kunstschätzen verbrannt. Er war recht niedergeschlagen. Es hieß, das Generalkonsulat würde für dauernd nach Kobe verlegt werden.

In der Kobe-Kolonie hatte der Zuwachs an Deutschen durch die Schreckensberichte die Unbeteiligten in größere Aufregung und Nervosität versetzt als die Betroffenen selbst. Ich versuchte, der aufgekommenen Erdbebenfurcht durch Erzählungen kleiner heiterer Erlebnisse aus diesen Tagen zu begegnen und so die verstörten Gemüter zu beruhigen.

Die "Bosse" der bisher in Tokyo-Yokohama ansässigen und von mir juristisch vertretenen deutschen Firmen, die zumeist in Kobe Filialen hatten, wollten bis auf weiteres ihre Zelte in Kobe-Osaka aufschlagen. Auch ich erwog eine temporäre Übersiedlung nach Kobe, war aber an Tokyo als den Sitz der Zentralregierung, der Gerichte, in denen die meisten meiner Prozesse schwebten und ans Patentamt, das zwar niedergebrannt war, aber bald provisorisch seine Tore wieder öffnen würde, gebunden. Meine Freunde hatten dafür Verständnis und stellten in Aussicht, nach Tokyo zurückzukommen, sobald Büroräume zu haben sein würden.

Yokohama schied nach dem Erdbeben als Niederlassungsort für fremde Firmen aus. Seine Tage als Geschäftszentrum waren durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, besonders durch die aufgekommenen großen japanischen Handels- und Industrieunternehmungen Tokyos sowieso gezählt. Die Zeiten, wo ausländische Firmenchefs, auf ihrem Kontorsessel thronend, den Besuch japanischer Kunden empfangen und im übrigen ihre Beziehungen zu japanischen Geschäftshäusern durch Bantos (Kommissare) unterhalten ließen, waren längst vorüber. Sie hatten schon nach dem Ersten Weltkrieg eigne Agenturen in Tokyo errichtet. Das Erdbeben hatte diese nicht aufzuhaltende Entwicklung nur beschleunigt. Nur wenige reine Exporthäuser und die Reedereien blieben in der Hafenstadt ansässig. Demgemäß war es für mich selbstverständlich, daß auch ich mein Büro nach Tokyo verlegte, wohnen würde ich aber wie bisher in Yokohama. Nach ein paar Tagen fruchtbringender Aussprachen rüsteten wir uns zur Rückfahrt "über See" nach Yokohama. Wieder griff der Wettergott ein, uns den Spaß zu verderben. Ohrt und Buttman sahen uns bei fürchterlichem Regen und Sturm am Pier in Kobe ab. Wir fuhren mit einem 2000 t Schnelldampfer, der sonst nur zwischen Kobe und Shanghai verkehrte. Der Sturm wuchs sich bald zu einem regulären Taifun aus, bei dem unser zwar starkes aber kleines Schiff wie eine Nußschale auf den Wogen tanzte. Die Fahrt war demgemäß alles andre als genußreich, und wir waren froh, als wir am nächsten Mittag ungefährdet ins ruhigere Gewässer der Yedobucht und den Hafen von Yokohama einliefen.

Dort hatte sich zögernd neues Leben geregt. Die Verwaltung war auf den guten Gedanken gekommen, die unübersehbare Masse aufgehäufter Trümmer kurzerhand vorm Bund (der Straße am Wasser entlang) ins Meer zu werfen. Das war der einfachste Weg die Straßen freizulegen. Zugleich wurde dadurch dem Meer ein so breites Stück abgewonnen, daß vor dem Bund ein Park angelegt werden konnte. Die Bevölkerung hatte Behelfsbauten aus Wellblech errichtet und dürftige barackennmäßige kleine Läden und Wohnräume geschaffen. Den Ameisen gleich waren die Menschen bestrebt aufzubauen, um zur gewohnten Tätigkeit zurückzufinden. Diese Buden und Hütten waren unschön. Sie erinnerten an Messina nach dem Erdbeben zu Anfang des Jahrhunderts, dessen armseligen Wiederaufbau man noch Jahrzehnte lang im Vorbeifahren von See aus erblicken konnte. In Japan würde es sich wohl nur um eine Übergangs-

erscheinung handeln. Jedenfalls wußten sich die Japaner zu helfen. Sie erstellten auf einem großen Platz hinter dem Bund gut gebaute wohnliche Zelte, in denen vorzugsweise die obdachlosen Fremden Unterkunft fanden. Mit der Zeit wurde daraus ein Hotel, das sich bescheiden Tent Hotel (Zelthotel) nannte.

Nach der Rückkehr von Kobe waren auch wir bemüht, den zusammengestürzten Anbau am japanischen Haus wieder aufzubauen. Zimmerleute waren nicht gleich zu haben, Bauunternehmer vertrösteten uns auf später, und wir mußten uns mit der dürftigen Unterkunft vorläufig abfinden. Das große Haus lag noch immer als trostlose Ruine im Garten, und der Wind und Wetter ausgesetzte Blüthner-Flügel ragte anklagend und um Hilfe rufend daraus empor. Da der Oberstock gut erhalten war, hätte ich ihn am liebsten aufrichten und das untere Stockwerk neu aufbauen lassen. Japanische Fachleute hielten das für sehr schwierig und bei den in die Höhe geschossenen Bau-preisen für unerschwinglich. So mußte denn mein liebes Haus abgebrochen werden. Darüber wurde es Ende November. Die wertvollen Balken, Decken und Hölzer wurden auf dem Rasenplatz gelagert, das Mauerwerk des Unterstocks langsam abgetragen, wobei überraschenderweise einige Bilder und kleine liebe Gegenstände unbeschädigt zum Vorschein kamen. Möbel, Porzellan und Glas waren zertrümmert, die Bücher unsrer großen Bibliothek z.T. stark beschädigt. Unser ganzer Vorrat an unbezahlbaren Friedensweinen des Jahrgangs 1911 war in Scherben gegangen. Hätten wir ihn nur rechtzeitig ausgetrunken! Endlich konnte auch der Flügel befreit und in unsre jetzige Wohnung hinübergeschafft werden. Daß er Wind und Wetter zum Trotz kein bißchen verstimmt war wirkte wie ein gutes Omen anfeuernd aufs Gemüt und lieferte zugleich den Beweis hoher technischer Vollkommenheit und erstklassiger deutscher Arbeit!

Sehr vermißt wurde von der kleinen deutschen Gemeinde, die in Yokohama aushielt, der deutsche Klub. Wir konnten aber ein unmittelbar neben dem Klubgrundstück liegendes beschädigtes Haus erwerben. Es war für die Deutsche Schule gemietet gewesen, die wegen der Abwanderung so vieler Familien nach Tokyo in den Vorort Omori verlegt wurde. Ich mußte bei den Verhandlungen wegen Ankaufs und Reparatur mitwirken. Da Japan damals den Erwerb von Grund und Boden durch Ausländer noch nicht zuließ, gründeten wir eine deutsche Offene Handelsgesellschaft, die nach dem japanischen Handelsrecht als

juristische Person und damit als japanisches Rechtssubjekt Grundeigentum im eigenen Namen erwerben konnte. Das war zwar umständlich und für die zu zahlenden Steuern mit lästigen Formalitäten verbunden, brachte aber Haus, Grund und Boden in den Besitz des Klubs, dem ich vor zwei Jahren als Stiftungsverein zum status einer juristischen Person verholfen hatte. Das Haus wurde recht dürftig repariert, aber wir hatten doch die Möglichkeit, wieder geselligen Verkehr zu pflegen. Da der sehr aktive Präsident Conrad Schramm gleich nach Fertigstellung des neuen Klubhauses nach Deutschland zurückging, mußte ich wohl oder übel mich dazu verstehen, die Präsidentschaft für ein Jahr wieder zu übernehmen, eine leidige Aufgabe, der ich mich aber nicht entziehen konnte.

Sobald meine Privatangelegenheiten geordnet waren widmete ich mich mit Energie dem Wiederbeginn meiner beruflichen Arbeit. Nach der in Kobe erfolgten Anknüpfung der Beziehungen zu den deutschen Japanfirmen hatte ich meine gesamte Klientel in Europa über die durch das Erdbeben geschaffene Lage informiert und sie um Kopien unsers Schriftwechsels der letzten Monate gebeten, außerdem erste kurze Hinweise gegeben, wie die laufenden Rechts- und Patentangelegenheiten bei den japanischen Behörden wieder eingeordnet werden könnten. Da die Eintragungen im Handelsregister in Yokohama in den Grundbuchämtern und auch beim japanischen Standesamt verbrannt waren, mußte die Schwierigkeit, Beweismaterial über die früheren Eintragungen vorzulegen durch wohlüberlegte Ersatzmaßnahmen und auf Umwegen überbrückt werden. Die schwebenden Patentanmeldungen wieder einzurenken schuf eine besondere Notlage für die in den letzten Wochen eingereichten Erfindungen und Warenzeichen, Proteste, Klagen u. dgl. Eine wesentliche Brücke zum Wiederbeginn boten indessen die geretteten Nummernbücher mit dem Empfangsstempel des Patentamts. Es war eine Reisenarbeit, die Urkunden, Vollmachten, Patentbeschreibungen, Schriftsätze etc. für die schwebenden Anmeldungen neu zu beschaffen. Das gleiche galt für die Eintragungen im Handelsregister und bei den andern Stellen, die beim Erdbeben untergegangen waren. Ich mußte ohne ausreichende Schreibhilfe von früh bis spät Briefe verfassen, um das benötigte Beweismaterial aus der Heimat und von meinen Freunden in Japan neu beizubringen, und es dauerte nicht lange, so häuften sich die Antwortschreiben auf meinem Pult zu wahren Bergen.

Mein Kollege Iizuka, der in Tokyo glücklicherweise nicht abgebrannt war, stellte mir vorläufig als Büro das untere Stockwerk seines Hauses zur Verfügung. Mit jeder Post kamen massenweise Schreiben an, und schon die bloße aktenmäßige Einordnung rief gelegentlich einen furchtbaren Wirrwarr hervor. Ich hätte zehn Augen und Hände haben müssen, um bei der Neuanlegung von Sammelmappen und Registern meinen Stab zu sorgfältigster Arbeit anzutreiben. Versehen und Flüchtigkeitsfehler kamen beim Ordnen und Einheften der zahllosen Urkunden vor, und es war kein Wunder, daß ich mich meinen Japanern gegenüber zum "Donnergott" (kaminari san) entwickelte, ein Ehrentitel, der mir geblieben ist. Die Raumknappheit erhöhte die Schwierigkeiten. Ich mußte ein eigenes Haus suchen und fand zum Glück nahe der Wohnung Iizukas ein zweistöckiges soeben repariertes kleines jap. Haus. Ich war froh hier festen Fuß fassen zu können, denn immer noch war es unmöglich, nahe dem Zentrum der Stadt Büroräume zu finden.

Neben allen Formalarbeiten, die mich unausgesetzt belasteten, hatte ich mich außerdem den schwebenden Prozessen, in erster Linie den in Stillstand geratenen Liquidationsprozessen wieder zuzuwenden. Waren die Gerichte Tokyos auch intakt geblieben, so mußten doch die zerstörten Akten durch Abschriftnahme des Schriftmaterials ersetzt werden. Für alle diese Arbeiten mußte ich meinen japanischen Stab dauernd erweitern, und es war nicht leicht, die außerhalb des Büros tätigen Angestellten unter Kontrolle zu halten. Das Übermaß dieser Arbeiten bedurfte meiner ganzen Kraft, um ruhig und systematisch alle Aufgaben voranzutreiben. Nach einigen bösen Wochen fing der Karren an gleichmäßig zu laufen, und ich konnte mich mittags gelegentlich bei meinem Freund Dr. Paravicini erholen, der seine Praxis gleich mir nach Tokyo verlegt und ganz in meiner Nähe ein jap. Haus gemietet hatte. Nach dem Tiffin (Mittagbrot) labten wir uns an einem besonders kostbaren Schweizer Kirschwasser, das die Witwe Gamenzind in Zürich ihrem vom Erdbeben erschütterten Eidgenossen in großen Quantitäten zur Stärkung gespendet hatte, und ich sagte beim Genuß dieses edlen Tropfens einmal zu Para: "Sie werden doch zugeben, daß ich letzthin viel ruhiger geworden bin?" worauf er in harter Schweizer Akzentuierung erwiderte: "Sie ru-ik? Zehn Häuser weit hört man Sie schreien!" Ich lachte: "Wenn Sie an einem Tage hundert Patienten zu verarzten hätten, würde

Ihnen auch manchmal der Hut hochgehen. Freilich mit Ihrer Gelassenheit kann ich nicht konkurrieren, auch nicht mit der jenes portugiesischen Konsuls, Ihres ehemaligen Mieters, der sich hartnäckig weigerte, Briefe zu beantworten. Wie war diese Geschichte doch noch?" Und Para erzählte: "Ich sah, wie der Portugiese haufenweise Post bekam und bedauerte ihn, da er wohl viel Arbeit mit ihrer Beantwortung hätte. Der Konsul entgegnete kaltblütig: "Ich — antworten? Ich denke nicht daran. Wenn ich schreibe, schreiben die andern wieder, et voilà une correspondance".... So vertrieben wir uns die Sorgen mit kleinen Scherzen und gingen dann wieder mit frischen Kräften an unsre Arbeit. —

Auch mit der Deutschen Botschaft hatte ich häufig zu tun. Botschafter Solf zog mich zu Konferenzen hinzu und hörte gern meinen Rat in Fragen der Wiederbelebung unseres Handels und der Einführung normaler Verhältnisse. Solf hatte schon im vorigen Jahr beim AA den Titel eines Geheimen Justizrats für mich beantragt, der jedoch nicht mehr verliehen wurde. Statt dessen hatte mir das AA den Titel "Justitiar bei der Deutschen Botschaft" zuerkannt. Dieser Titel erhöhte vor Gericht, besonders auch in den Liquidationsprozessen, mein Ansehen und förderte wohl auch die Erkenntnis vom Ernst und von der wissenschaftlichen Art der Argumentation in der Prozeßführung.

Wie sehr die Gerichte die Verhandlungen hinhielten habe ich schon erwähnt. Nach Überwindung des ersten Schreckens über das Erdbeben zeichnete sich jedoch in der Prozeßführung eine günstige Wendung ab, zwar nicht im Prozeßverlauf, aber bei den von mir eingeleiteten Versuchen, durch Vergleichsabschlüsse mit den japanischen Gläubigern ins Reine zu kommen. Nach den großen Verlusten durch das Erdbeben war es der starke Kapitalbedarf, der ohne besonderen Anstoß von meiner Seite eine Anzahl weiterer japanischer Gläubiger, die von den früher abgeschlossenen Vergleichen gehört hatten, dazu bestimmte, sich wegen möglicher Vergleichsregelung an mich zu wenden. Da sich unter den japanischen Parteien diesmal auch solche mit namhaften Forderungen befanden, war dies ein Lichtblick, der hoffen ließ, diese festgefahrene Angelegenheit durch private Verständigung zwischen Klägern und Beklagten restlos zu lösen. Ich konnte auf diese Weise mehrere Fälle ohne besondere Schwierigkeiten mittels eines Zugeständnisses von 40 bis höchstens 50% der japanischen Forderung erledigen. Die Einsicht, daß sich die Fortführung der gerichtlichen Aus-

einandersetzungen ad infinitum nicht lohnen würde, wuchs, und der Wunsch, gerade jetzt durch Freigabe von Mitteln aus dem deutschen Liquidationsvermögen schnell zu Kapital zu kommen, veranlaßte schließlich auch einige der japanischen Großbanken mit Höchstforderungen, einen Kompromiß ins Auge zu fassen. Verhandlungen wurden in der Tat auch mit den Gläubigern eingeleitet, die Forderungen bis zu einer Million Yen und darüber hatten und prinzipiell nicht abgeneigt waren, ihre Ansprüche bis zu 50% im Rahmen des mir vom AA bewilligten Limits fallenzulassen. Ich verständigte N. von der DB hiervon, den ich über die Prozeßlage auf dem Laufenden gehalten hatte und sprach von dem schönen Erfolg, den wir in kürzester Zeit zu erwarten hatten und der unsern Landsleuten rund 50% ihres beschlagnahmten Privatkapitals zurückgeben würde. Diese frohe Botschaft, vielleicht die einzige erfreuliche Frucht der großen Erdbebenkatastrophe, fand keinen Widerhall bei Herrn N. Einige Zeit später hörte ich, daß die DB auf sein Betreiben der Japanischen Regierung auf diplomatischem Wege einen Generalvergleich zur Beendigung der Prozeßführung vorgeschlagen hätte. Ich stellte daher N., der direkten Fragen auswich, das Verkehrte und das deutsche Interesse Schädigende eines solchen Unterfangens vor. Wenn wir in der Rolle der brennend interessierten Partei, also als Petent aufträten, würden wir von vornherein bei der Japanischen Regierung in der schwächeren Position sein. Ferner würden wir die bisher von uns verfolgte Politik gegen die angezweifelten Forderungen desavouieren und in Mißkredit bringen und die Trumpfkarte der endlosen Prozeßführung, die ich mit Glück bei den Vergleichsverhandlungen ausgespielt hatte, verlieren, wenn wir nun selbst auf einen Generalvergleich drängen würden. Mit den Gläubigern, die spontan zu mir gekommen waren, hätten sich unter Hinweis auf die lange Dauer des Prozeßverfahrens gute Erfolge erzielen lassen. Ein Aushandeln in Bausch und Bogen mit der Regierung würde sich, wenn überhaupt, nur schwer ermöglichen lassen und zu unbefriedigenden Resultaten führen. N. versprach, meine Bedenken zu erwägen. Die Sache sei noch nicht spruchreif und könne erst nach Rückkehr des Botschafters, der auf Urlaub in Berlin war, entschieden werden. In Wahrheit hatte N. schon in Besprechungen mit der Japanischen Regierung die Verhandlungen aufs stärkste vorangetrieben. Als Solf zurückkam, konnte ich ihm nur beiläufig meine Bedenken gegen den Plan sagen. Er war schon zu weit gediehen, als daß ich noch wirksam

dagegen hätte ankämpfen können. So nahm die Sache ihren Lauf. Die beiden Regierungen schlossen Ende 1924/Anfang 1925 mit 80% zugunsten der japanischen Vorkriegsgläubiger einen Generalvergleich. Bei den von mir betriebenen privaten Vergleichsverhandlungen wären den deutschen Kapitalbesitzern aus dem Liquidationsfonds nicht nur 20% wie beim Generalvergleich, sondern gegen 50% ihrer Restguthaben zugeflossen.

Bald darauf reiste Solf mit seinem Schützling N. nach Kobe, dem "Hauptquartier" der Deutschen, um in einer Versammlung über den Generalvergleich zu berichten, bei welcher Gelegenheit er N. als den genialen Erfinder der Idee hinstellte, die unlösbaren Schwierigkeiten der Auseinandersetzung in der Liquidationsfrage auf dem Vergleichswege auszuräumen, worauf N. einen längeren Vortrag über den Gang der Verhandlungen mit der Japanischen Regierung hielt. Daß ich zuerst Vergleiche vorgeschlagen und das AA mir die Genehmigung nur bis zu 50% zugestanden hatte, wurde nicht gesagt, wie überhaupt mein Name in der ganzen Sache nicht erwähnt worden ist. Ich erfuhr die Einzelheiten von befreundeter Seite und habe mich über die Darstellung des Falls nur gewundert. Das war das Ende meiner jahrelangen Kämpfe um das deutsche Liquidationsvermögen! Unliebsame Auseinandersetzungen wegen meines Honorars bildeten das ebenso unwürdige Nachspiel in dieser Angelegenheit insofern, als N. meine vereinbarten Gebühren herabdrücken wollte. Solf hat sich jedoch vermittelnd auf meine Seite geschlagen.

Eine persönliche Verstimmung über diese Affäre habe ich nicht gezeigt, auch in der Kolonie keine Stimmung gegen den unbefriedigenden Ausgang durch den Generalvergleich gemacht. Einzelheiten waren den Landsleuten nicht bekannt, manche wußten aber wohl, daß ich an der Prozeßführung stark beteiligt gewesen war. Auch Solf ließ mich fühlen, daß er meine Arbeit zu schätzen wußte, umsomehr als das vertraute Verhältnis zu N. sich bald verschlechterte. Der immer üppiger wuchernde Ehrgeiz N.s wurde Solf unbequem, so daß er ihm seine Gunst entzog. N. wurde Ende 1925 nach Berlin ins AA berufen, von wo er nicht wieder nach Ostasien zurückkehrte. Es konnte mir nicht entgehen, daß Solf mich nach seinem Weggang auffallend lebenswürdig behandelte. Er hatte viel Sinn für Humor, erzählte selbst gern Anekdoten und ergötzte sich öfters an meinen heiteren Erzählungen über Menschen und Vorkommnisse hierzulande in früherer Zeit. Seltsam nur war, daß mitten in

der freundlichsten Unterhaltung plötzlich ein kühler und fremder Ausdruck in seine Züge trat. Dann schien eine Wand zwischen uns aufgerichtet, oder er wurde mir gegenüber irgendwie unsicher. Meine kritisch-skeptische Einstellung zu manchen Menschen konnte es nicht sein, im Gegenteil: Solf wollte nach seinen Reden oft gerade meine Ansicht hören und ließ sich meine offene Kritik, zu der ich aber bei seiner großen Redegewandtheit nur selten Anlaß hatte, gern gefallen. Was konnte hinter dem plötzlichen Umschlagen seiner Stimmung stecken? Ich habe es erst später herausgebracht und mich königlich darüber amüsiert. Ich sah nämlich, besonders in jener Zeit, wo ich noch einen Kneifer trug, seinem ehemaligen Gegner in der Kolonialpolitik, dem bekannten Dr. Carl Peters, so verblüffend ähnlich, daß ihn bei meinem Anblick schauderte und er glaubte, eine Reinkarnation von Peters vor sich zu haben. Ausgesprochen hat er sich mir gegenüber über diesen Geisterspuk nicht, ihn aber überwunden und erkannt, daß ich, wenn auch im Aussehen gleich, so doch im Charakter sicherlich ganz verschieden von Peters war. —

Um noch einmal einen Blick auf den Generalvergleich zu werfen: Die Deutschen in Japan und Tsingtau waren durchweg erfreut, nach so langen Jahren noch einen Teil ihres Privatvermögens ausgezahlt zu erhalten. Einzelne aber murrten doch darüber, mit ihrem Privatkapital für die Begleichung von japanischen Vorkriegsforderungen gegen Großindustrie und führende Weltkonzerne der Heimat haftbar gemacht worden zu sein. Die deutschen Heimatschuldner dachten nicht daran, die Auslandsdeutschen für die Bezahlung ihrer Schulden schadlos zu halten, auch wurden sie von Reichs wegen nicht dazu angehalten. Der Staat selbst hat nur in Ausnahmefällen geringfügige Entschädigungen für das als Reparationen im Feindland eingezogene Kapital leisten können. Hier draußen kam das Schlagwort auf, wir hätten als Bankiers für die großen Konzerne gedient. Einer geriet durch diesen Frevel derart aus dem Häuschen, daß er auf dem Botschaftsgelände durch Pistolenschüsse seinem Herzen Luft machte und sich dafür eines Tages im Irrenhaus wiederfand. Die Kur in der Anstalt hat nichts genützt. Er selbst sagte, auf den Namen des ihm verhaßten Generalkonsuls Seelheim anspielend, er sei im "Seelenheim" gewesen.

Mein älterer Bruder, ein ahnungsvolles Gemüt, der in der

Nacht vor dem großen Erdbeben im fernen Hirschberg im Traum brennende Tempel gesehen hatte, schrieb mir, daß es durch die Katastrophe des 1. September 1923 in meinem Leben wohl für alle Zukunft eine Zweiteilung, eine Periode vor und eine nach dem Erdbeben gegen würde. Er hat recht behalten. Durch alle Lebensverhältnisse war ein Schnitt gemacht worden, und das "Hinterher" bestimmte unser Dasein. Nicht nur im Beruf, der auf Jahre hinaus mit Wiederherstellungsarbeiten oft sehr komplizierter Art belastet blieb, auch im persönlichen Dasein mußte die Scharte des Erdbebens ausgewetzt werden. Das Leben in dem nur dürftig ausgebesserten und auch in seinen gut erhaltenen Teilen unansehnlich gewordenen japanischen Haus war ein grausamer Abstieg. Wir ließen unter Verwendung wertvollen Holzes der zerstörten Villa zunächst ein geräumiges Wohn-, Bibliotheks- und Musikzimmer, das bis zum verschiedentlich schon erwähnten Nußbaum reichte, an das japanische Haus anbauen. Der Raum wurde im Sommer 1924 fertig. Er wurde mit einem flachen Zementdach gedeckt und durch eine Außentreppe mit dem Oberstock verbunden. Auf dem "Dachgarten" wollten wir im Sommer im Schatten des lieben Nußbaums die Aussicht aufs Meer genießen und abends beim Schein elektrischer Kugellampen mit Freunden uns an einer Bowle erfrischen. In dem neuen großen Wohnraum richteten wir uns behaglich ein. In mancher Hinsicht aber hielt das Baracken- und Wildwestleben noch lange an. Unsre Badegelegenheit z.B. lag im Freien. Die japanische Holzbadewanne mit dem eingebauten Holzkohlenöfchen und einem großen Blechrohr stand mit einem Schutzdach aus Wellblech hinter dem Haus unter freiem Himmel. Auf dem Lande ist das nichts Ungewöhnliches. Da sitzt die Mutter mit ihren Kindern lustig draußen im Bad, unbekümmert um die Blicke der Vorübergehenden. Unsre Gäste machten diesen "Sport" auch mit und sprachen vom "Paradiesbad". So auch das Ehepaar Redecker, das beim Erdbeben alles verloren hatte und einen Winter bei uns wohnte. Redecker war der Leiter der deutschen Schule und seine Frau dort Lehrerin. Sie brachen morgens zeitig nach Omori auf und kamen spät zurück. Auch ich mußte in früher Morgenstunde zum Bahnhof Yokohama eilen, anfänglich zu Fuß, wozu eine gute Stunde anzusetzen war, später mit der Elektrischen. Das Gedränge in der Straßenbahn war furchtbar. Die ärmlich gekleideten und oft nicht gerade wohlriechenden Menschen waren aber immer vergnügt und von größtem Eifer beseelt

neu aufzubauen. — Im Winter nach dem Erdbeben erlebten wir fast täglich neue recht starke Erderschütterungen, die sich merkwürdigerweise, wie ich das weder vorher noch nachher beobachtet habe, durch unterirdischen Donner ankündigten zum Beweis, daß die Erde sich noch immer nicht beruhigt hatte. Am frühen Morgen des 15. Januar 1924 bebte es noch einmal sehr stark, so daß viele angeknackste Häuser in Yokohama endgültig zusammenbrachen. Angsterfüllte Menschen rannten aus ihren Häusern, auch auf der Botschaft in Tokyo war man in dürftiger Nachtgewandung ins Freie gestürzt. Menschen sind nicht ums Leben gekommen. Meine Frau und ich waren unter unsern Bekannten die einzigen, die trotz heftiger Schwankungen im Bett geblieben waren. Wir vertrauten auf die gut gefügten starken Balken des Hauses, das ja dem viel stärkeren Hauptbeben widerstanden hatte. Tief in den Erdschichten mußte wohl ein großer Nachrutsch erfolgt sein, bei dem sich die Erdmassen endlich zu neuer Ruhelage zusammenfanden. Dieses Beben ist allen als der letzte Akt des großen Dramas in Erinnerung geblieben. Die Erschütterungen hörten auf, und die Menschen beruhigten sich wieder. Historische Erfahrung lehrt, daß in der gleichen Landschaft ein Erdbeben tektonischer Art nur etwa einmal im Jahrhundert einzutreten pflegt. —

Die Wiederherstellung der schwebenden Angelegenheiten nahm mein Arbeitskraft voll in Anspruch. Wenn auch viele Fälle im Laufe des Jahres 1924 befriedigend erledigt werden konnten, so blieb bis Ende 1925 doch immer noch eine beträchtliche Zahl wegen komplizierter Zusammenhänge ungelöst. Ich hatte gleichzeitig verschiedene schwierige Rechtsstreitigkeiten vor Gericht zu vertreten, die z.T. mit der durch das Erdbeben eingetretenen Depression in der Wirtschaft zusammenhingen. Fräulein Krämer kam nach kurzem Heimaturlaub nun ganz als Stenotypistin zu mir. Die außergewöhnlich hohen Leistungen meiner Grete Hagmann hat sie nicht erreicht. Sie erwies sich aber als eine äußerst pünktliche, fleißige und zuverlässige Bürokräft. —

Für die unentbehrliche genaue Kontrolle der immer mehr anschwellenden patentrechtlichen Aufgaben hatte ich Paul Strauss, den braven Bayern, meinen Burschen aus der Kriegsgefangenschaft, herauskommen lassen, weil ich auf seine unbedingte Zuverlässigkeit und Treue auch in den kleinsten Dingen bauen konnte. Er kam im April 1924 zu mir und hat sich im Büro schnell eingearbeitet und gut bewährt. Darüber hinaus

entwickelte er sich mit der Zeit dank seines großen technischen Verständnisses zu einem tüchtigen Sachbearbeiter aller Patentangelegenheiten, die mit maschinellen Konstruktionen zu tun hatten. Als gelernter Elektriker fand er sich auch in andre Materien leicht hinein. Er besaß einen erstaunlich sicheren Blick für neue Konstruktionen. — Strauss brachte Frau und Töchterchen mit heraus. Die Familie war überglücklich, nach drückenden Verhältnissen in München ein kleines europäisches Haus in unsrer Nähe, von meiner Frau wohnlich eingerichtet, vorzufinden.

Dem guten Strauss hatte ich es auch zu verdanken, daß ich im folgenden Winter nicht abbrannte. Im Arbeitszimmer meiner Japaner brannte im unteren Stock meines Büros ein Petroleumofen, der von sich bälgenden Officeboys in der Mittagspause umgestoßen wurde. Alle Japaner stürzten ins Feie und ließen den brennenden Ofen einfach liegen. Strauss ergriff ihn geistesgegenwärtig und konnte die hell auflodernde Flamme noch rechtzeitig löschen. Ich saß nichtsahnend mit Fräulein Krämer im oberen Stock. Ohne Straussens mutiges Zugreifen wäre es mit dem Büro ausgewesen. Die Enge und Feuergefährlichkeit des japanischen Hauses sowie die Nachbarschaft armseliger leicht entzündbarer Hütten bestimmten mich dazu, möglichst bald in ein gegen Brände geschütztes und geräumigeres Büro umzuziehen. Ich hatte das Glück, zwei größere Räume in dem vielleicht ältesten dreistöckigen Betonhaus von Tokyo, der Seiyukai, der damals führenden politischen Partei gehörend, zu finden. Dorthin siedelte das Büro um. Die mir überlassenen Zimmer hatten nur den einen großen Nachteil, daß sie hart an der Haupt-eisenbahnlinie Tokyos lagen und das Gerassel der Züge nie aufhörte. Im Winter bei geschlossenen Fenstern mochte es angehen, aber im Sommer war es unterträglich und also als Dauerquartier ungeeignet. Es hieß daher warten, bis die im Bau befindlichen Betonhäuser fertiggestellt sein würden.

Im Jahre 1925 verließ mich mein Mitarbeiter Iizuka, der durch ein etwa einjähriges Studium an der Universität Hamburg den deutschen Doktorhut erwerben wollte. Ich mußte einen Vertreter für ihn nehmen, der das Plädieren vor Gericht übernahm, mußte ihn aber mehrmals wechseln.

Ohne mich über die mannigfachen größeren Fälle in meiner Praxis zu verbreiten möchte ich nur einen wichtigeren Fall hervorheben, weil er für den deutschen Export von höchster Bedeutung war. Es handelte sich um die Ausfuhr von Stickstoff

und die Anstrengungen unsres Stickstoffsyndikats Berlin, den sehr starken Bedarf Japans zu decken. Die Schwierigkeit im Handel mit Japan lag darin, daß die berühmten Bosch-Patente über die synthetische Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft, von denen etwa 12 in Japan geschützt waren, infolge des Versailler Friedensvertrags von den Japanern beschlagnahmt und von einer Reihe der größten japanischen Industrie- und Handelsunternehmungen durch Versteigerung erworben worden waren. Der Verband dieser Patenteigentümer hatte es in der Hand, den Import des nach diesen Verfahren gewonnenen deutschen Stickstoffs rechtlich zu verhindern. Die Japaner waren bei ihren Experimenten gescheitert und hatten eingesehen, daß sie den großen Bedarf der in dieser Hinsicht völlig ausgehungerten japanischen Landwirtschaft nur mit Hilfe des deutschen Stickstoffs würden befriedigen können, bis es ihnen nach Jahren vielleicht einmal gelingen würde, eigne leistungsfähige Fabriken für diesen Zweck zu gründen. Sie waren daher gern bereit, mit dem deutschen Stickstoffsyndikat ins Geschäft zu kommen und hofften, durch den gewonnenen Patentschutz günstige vertragliche Bedingungen herauszuholen. Deutschland war bei der damaligen unter dem Reparationsdruck leidenden Finanzlage sehr daran interessiert, diese vielversprechende Ausfuhr zur Verbesserung seiner Devisenlage in Gang zu setzen. Das Stickstoffsyndikat, aus der Verbindung mit der Badischen Anilin- & Sodafabrik hervorgegangen, deren Generaldirektor der geniale Erfinder des Stickstoffverfahrens Carl Bosch war, besaß in der Person seines Leiters, des Dr. Bueb, einen die Aufgabe großzügig und umsichtig anfassenden erfahrenen Wirtschaftsführer, der mit Rücksicht auf die zu erwartende starke Belieferung Japans nicht davor zurückschreckte, dem Verband der japanischen Patentbesitzer, die auf ihre Rechte pochten, bereitwillig eine prozentuale Sondervergütung für jede Tonne gelieferten Stickstoffs zuzugestehen. Ich hatte mich bei den Vorarbeiten für den abzuschließenden großen Lieferungsvertrag auf Wunsch des Stickstoffsyndikats bereits rechtgutachtlich geäußert, und der Generaldirektor des Stickstoffsyndikats kam sehr bald selbst nach Kobe, um dort mit den Vertretern des japanischen Verbands den endgültigen Vertrag abzuschließen. Ich wurde zu mehreren Besprechungen hinzugezogen und habe auch an seiner Ausarbeitung mitgearbeitet. Im Gegensatz zu der üblichen Langsamkeit der immer sehr bedächtigen und bisweilen kleinlichen japanischen Verhandlungspartner kam der Abschluß dank des

äußerst resoluten und geschickten Dr. Bueb, der immer den Kern der Sache, das große beiderseitige Interesse vor Augen hatte ohne kleinlich zu sein, und der nicht einseitig nur zu Gunsten der deutschen Partei dachte, nach knapp einer Woche Verhandeln zustande.

Es dauerte nicht lange, so trafen am laufenden Band mit Stickstoff beladene Dampfer in Japan ein. Es wurde über Jahre hinaus ein schwungvolles Geschäft, auch dann noch, als die japanischen Patente längst erloschen und beiderseits Veränderungen in den Abmachungen nötig wurden. In der für Deutschland kritischen Zeit stand diese Ausfuhr als Quelle des Deviseneinkommens mit an erster Stelle, und wie hoch die Gewinnquote für die beteiligten Vertreter gewesen sein mag beweist die Tatsache, daß der Vertreter der Firma H. Ahrens & Co., Nachf., Kobe, als Agent des Stickstoffsyndikats in knapp zwei Jahren ein reicher Mann geworden ist.

Hand in Hand mit dem Ausbau des Stickstoffgeschäfts in Japan liefen Bestrebungen in der Chemie. Führende Werke hatten sich, um unnützen Wettbewerb untereinander auszuschalten und der Wissenschaft zum Wohle der Gesamtheit zu dienen, zu einer Interessen-Gemeinschaft größten Formats, der I.G., zusammengeschlossen. Die Gründung der I.G. hatte zur Folge, daß die vielen Auslandsagenturen der einzelnen Werke in neue gemeinschaftliche Bildungen überzuleiten waren. In Japan sollten für die verschiedenen Sparten der Chemie Tochtergesellschaften unter japanischem Recht gegründet werden. Ich wurde beauftragt, mich gutachtlich darüber zu äußern, welche Formen von Handelsgesellschaften nach japanischem Recht zu wählen seien und Vorschläge für ihre Ausgestaltung zu machen.

Die oberste Leitung in der I.G. hatte, ihrem überragenden Einfluß gemäß, der bisherige Generaldirektor der "Badischen", Geheimrat Bosch, übernommen. Zur Neuorganisation des Ostasienhandels kam 1926 Direktor Waibel, bisheriger Exportleiter dieser Abteilung der "Badischen" nach Kobe. Ich nahm wiederholt an maßgeblichen Besprechungen über die Umbildung der Agenturen in getrennte einzelne japanische Fachgesellschaften teil. Man wählte nach meinen Vorschlägen an Stelle formell komplizierter Aktiengesellschaften die Form "Offene Handelsgesellschaft", deren Gesellschafter sich aus in Japan anwesenden Vertretern und I.G.-Direktoren mit dem Sitz in Deutschland zusammensetzen sollten. So entstand für den Farbenhandel die "Doitsu Senryo Gomei Kaisha (Deutsche Farben Offene Handels-

gesellschaft), für Pharmazeutik die "Bayer Yakuin G.K." (Bayer Arzneimittel O.H.) und für Fotografie die AGFA G.K. Der Fa. H. Ahrens & Co., Nachf., die Jahrzehnte lang die Bearbeitung der "Badischen" für Farben usw. gehabt hatte, war, wie oben erwähnt, die Vertretung des Stickstoffsyndikats anvertraut worden. Sie behielt als einzige der früheren Agenturen ihren Firmennamen sowie die bisherige Vertretung des Norddeutschen Lloyds bei, der dadurch in enge Verbindung zur IG trat. Über diese Neuorganisation wurde mit Direktor Waibel als einem sehr klardenkenden und erfahrenden Wirtschaftsmann rasch eine Einigung erzielt. Ich wurde in einem Sonderabkommen zum ständigen juristischen Berater sämtlicher IG-Firmen hier draußen bestellt. Gleichzeitig wurde mir die Vertretung auf dem ganzen patentrechtlichen Gebiet der heimischen IG-Werke übertragen.

Der Entwurf der Gesellschaftsverträge und die Durchführung der Formalitäten zur Eintragung der japanischen Tochtergesellschaften brachten ein nicht geringes Maß an Mehrarbeit. Dazu übernahm ich nun auch die patentamtlichen Angelegenheiten für eine Reihe von Werken, deren Patentinteressen ich bisher noch nicht bearbeitet hatte. Das bedeutete einen großen Zuwachs an Aufgaben und geschulten japanischen Kräften. Daneben war immer noch ein Knäuel schwieriger Wiederherstellungsprobleme zu entwirren, das nun dadurch noch viel verwickelter wurde, daß alle schwebenden Anmeldungen im Patentamt ebenso wie die in Kraft gebliebenen Eintragungen, namentlich auf dem Gebiet des Warenzeichenrechts, von den bisherigen einzelnen Werken auf die IG übertragen werden mußten. Direktor Waibel zeigte großes Verständnis für den Umfang meiner Arbeit und empfahl mir dringend, möglichst rasch einen fähigen jüngeren deutschen Anwalt als Mitarbeiter zu engagieren. Ich war erst 48 Jahre alt, aber nach damaliger heimischer Auffassung näherte ich mich wahrscheinlich schon dem Alter, wo manche Direktoren an ihren Ruhestand denken! Ich versprach Waibel, mich auf meinem sehr bald anzutretenden Heimaturlaub nach einer geeigneten deutschen Kraft umzusehen.

Daß ich nach der anstrengenden Arbeit von 5 Jahren einen längeren Erholungsurlaub dringend nötig hatte, fühlte ich selbst und hatte schon Vorkehrungen getroffen, meinen Betrieb, wenn es angängig wäre, für ein ganzes Jahr jemand anderm zu überlassen. Ein japanischer Kollege konnte für die vielen und z.T. auch vertraulichen Aufgaben sowie die umfangreiche deutsche

Korrespondenz nicht in Frage kommen. Wo sollte ich nun aber eine deutsche Kraft hernehmen, die juristisch, möglichst auch sprachlich und durch ostasiatische Erfahrung genügend vorgebildet war? Hierfür konnten nur meine früheren Kollegen aus dem auswärtigen Dienst in Betracht kommen, soweit sie nicht mehr aktive Beamte waren. Ich sondierte mehrere, erhielt aber lauter Absagen. Auch der mir nahe befreundete Dr. Mechlenburg konnte sich nicht einmal vorübergehend von zu Hause lösen um mir auszuhelfen. Endlich gelang es mir, Generalkonsul z.D. Scholz für eine einjährige Vertretung zu interessieren. Er hatte als Vizekonsul in Yokohama früher viel mit mir verkehrt, und wir hatten ein instruktives "Handbuch für den Verkehr mit Japan" zusammen verfaßt. Zu diesem lexikographisch angeordneten Nachschlagewerk hatte ich die Abschnitte über Gesetzgebung und Recht in Japan und Scholz den eigentlichen Handelsteil, die verschiedenen Warengattungen nach Ein- und Ausfuhr u. dgl. bearbeitet. Durch den I. Weltkrieg und seine Auswirkungen war das Buch schnell veraltet. Ich regte eine Neuauflage an, und die Aussicht, die dafür notwendige Arbeit während des Vertretungsjahrs in Japan leisten zu können erleichterte Scholz den Entschluß, nach Tokyo zu kommen. Ich kannte ihn als einen klardenkenden und pedantischen Juristen, dem ich nach persönlicher mehrwöchiger Einführung meine Angelegenheiten ruhig würde überantworten können. Scholz kam über Sibirien pünktlich am 1. April 1926 in Tokyo an. Er erklärte mir, daß er sich nur für genau 1 Jahr verpflichtet fühle, ich müßte demnach bis zum 1. 4. 1927 wieder zurück sein. Ich meinte, so genau brauche er's doch nicht zu nehmen, da ich um ihn einzuarbeiten mehrere Wochen nötig hätte, ehe ich auf die große Reise ginge. Scholz fand sich bald in die ihm obliegenden Arbeiten hinein, und so konnte ich meine Urlaubsreise vorbereiten. —

Ehe ich von der Heimfahrt in den Urlaub erzähle möchte ich noch einige persönliche Erinnerungen aus jener Zeit hier festhalten.

Meine Frau und ich lebten still und beglückt dahin. Von dem sich langsam wieder stärker regenden gesellschaftlichen Verkehr, der von jeher hier die Anregungen durch Konzerte und Theater in der Heimat ersetzen mußte, hielten wir uns möglichst fern, da meine anstrengende Berufsarbeit mich voll beanspruchte. Oft mußte ich die Nächte für größere Arbeiten zuzuhilfen nehmen, zu denen ich durch Konsultationen, Beauf-

sichtigung der Angestellten und die laufende Korrespondenz keine Sammlung fand. Es gab aber auch ruhige Abende, an denen ich mit meiner Frau Werke der Klassiker, besonders Sinfonien von Anton Bruckner, vierhändig spielte, sie zu ihrem Gesang begleitete, das eine oder andre Lied komponierte und mit ihr neuzeitliche Literatur las. Oft mußte sie auch Sekretärin für meine Entwürfe und Gutachten sein. Im Klub erschienen wir selten, auch nur ausnahmsweise in Tokyo zu gesellschaftlichen Veranstaltungen. Ein Teil der nach Kobe abgewanderten Bekannten war nach und nach nach Tokyo umgezogen.

Unsre Familie hatte "Zuwachs" erhalten durch die Aufnahme Gustav Richters, eines verwaisten halbjapanischen Jungen, mit dem uns aus gewissen früheren Beziehungen her eine Zuneigung verband. Als kleiner Knabe war er schon durch seine besondere Begabung aufgefallen. Er hatte seit 1919 die nur mit Ersatzkräften über Wasser gehaltene deutsche Schule von Yokohama besucht. Richters unterhielten in Yokohama ein Hotel-Restaurant, das vornehmlich von Seeleuten der deutschen Ostasienschiffe besucht wurde, sowie ein hübsches europäisches Hotel in Mito auf der Halbinsel Izu. Der alte Richter verunglückte beim großen Erdbeben in Yokohama tödlich, und ein Jahr später folgte ihm auch seine Frau in den Tod. Ein älterer Bruder Gustavs hatte sich seiner weiteren Fortbildung nur unzulänglich annehmen können. Herr Redecker machte mich auf diesen Notstand sowie auf die überragende Begabung des Knaben aufmerksam, für dessen Erziehung etwas geschehen müsse. Daraufhin hatten meine Frau und ich ihn Anfang 1925 zu uns genommen, und er wurde uns mit seinem Interesse an der Wissenschaft, seinem liebenswürdigen Wesen und seiner Bescheidenheit bald wie ein eigener Sohn.

Im gleichen Jahr war mein alter Freund Dr. Bischoff vom AA an die Botschaft in Tokyo versetzt worden. Er fand aber bei Solf so wenig Gnade wie seine außerordentlich liebenswürdige und gesellschaftlich gewandte Frau bei Frau Solf. Nach kurzem Gastspiel wurde Bischoff als 2. Konsul nach Kobe versetzt. Unsre Freunde Thiels aus Shanghai, die einen Heimaturlaub antraten, vermieteten uns für den Sommer 1925 ihr geräumiges Haus in Chuzenji am Bergsee, und meine Frau versammelte dort eine Schar von Kindern um sich: außer unserm Gustav den 10 jährigen Sohn Bischoffs und 3 Kinder Holzbergers, deren Mutter eine Nichte meiner Frau war. Die Kinder verlebten frohe Ferien bei ihr, während ich selbst nur zu kurzen Wochenenden

hinaufkommen konnte. Die Wochen im Gebirge waren leider völlig verregnet, und als ich meine Frau mit Gustav in Chuzenji abholte, hüpfen wir im Regen, vorne und hinten mit großen Bogen gelben japanischen Ölpapiers behängt, wie Kanarienvögel die steilen Richtwege den Berg nach Nikko hinunter.

Wir hatten beschlossen, unsern Pflegesohn Gustav zur weiteren Ausbildung auf die Oberrealschule nach Hirschberg zu meinem Bruder Wilhelm zu schicken, sobald wir selbst unsre Heimreise antreten würden. Gustavs große Begabung für Mathematik und Physik mußte weiterentwickelt werden. Da meine Frau und ich über die uns beiden noch unbekanntem Vereinigten Staaten fahren wollten, wurde mit Hilfe eines freundlichen shipping clerks der HAPAG vereinbart, den 15 jährigen Gustav als "Moses" auf dem schönen Dampfer "Oldenburg" nach Hamburg fahren zu lassen, wo wir ungefähr zur gleichen Zeit eintreffen würden. Alles klappte vorzüglich. Meine Frau brachte unsern Gustav an Bord. Leider konnte ich ihn nicht selbst dem Kapitän ans Herz legen, da ich kurz vor unsrer Reise mit einer Venenentzündung im Bett lag.

Hiernach ging es mit Macht an die Reisevorbereitungen. Unser Haus konnten wir ohne Bedenken unsrer bewährten alten Dienerschaft überlassen.

Der Heimaturlaub von 1926 bis 1927

Am 20. April nachmittags begaben wir uns an Bord des "President Jackson", der uns in direkter Fahrt auf der Nordroute über den Pazifischen Ozean nach Seattle bringen sollte. Eine Schar von Freunden sah uns ab. In letzter Minute tauchte am Pier mein Vertreter Scholz mit einer großen Zuckertüte auf, die er aber nicht mehr abgeben konnte. In unsre komfortable Kabine hatte sich eine große Kiste Whisky verirrt. "Aha, die Prohibition", sagten wir uns. Die trunkfesten Mitpassagiere führten ihren Bedarf an geistigen Getränken also mit sich. Hiergegen wurde nichts eingewendet, offiziell aber gab es an Bord keinen Alkohol.

Im Speisesaal saß an unserm Tisch das außer uns einzige deutsche Ehepaar, der Chemiker Prof. Marx mit Frau, der eine Studienreise nach Formosa gemacht hatte. Mit den beiden feingebildeten Menschen hatten wir eine vergnügliche Fahrt. Die amerikanischen Seeoffiziere waren entgegenkommend, von anti-deutscher Stimmung war nichts zu merken. Die Bedienung besorgten gefällige und sehr eifrige chinesische Stewards.

Das Wetter war die ganze Zeit über unfreundlich, kalt, neblig und reichlich stürmisch. Meiner seefesten Frau machten die Schwankungen des Schiffs nichts aus, aber auch ich kam ohne Seekrankheit davon, da ich aus Erfahrung wußte, wie ich mich an Bord zu verhalten hatte.

Eine Jazzkapelle tobte sich in wilden Rhythmen mittags und abends bei den Mahlzeiten aus, und die internationale Jugend, die Damen oft phantastisch be- oder entkleidet, tanzte bis tief in die Nacht hinein mit Hingebung zu dieser aufreizenden Musik. Auch aus den Kabinen hörte man spät noch lautes Singen und Lachen der stark alkoholisierten Gesellschaft. Meine vor die Kabine gesetzten Schuhe mußte ich morgens oft aus den fernsten Winkeln des Korridors wieder einsammeln. Eine Bordzeitung versah uns mit den aufgefangenen neuesten Funksprüchen über die Weltbegebenheiten. Zwei Tage vor unsrer Ankunft in Seattle wurde nachdrücklich darum gebeten, was an Trinkbarem noch vorhanden wäre über Bord zu werfen, bevor wir mit der

Hafenpolizei in Seattle in Berührung kämen.

Anfang Mai landeten wir im Morgengrauen in Seattle. Wir wohnten in einem ausgezeichneten Hotel mit deutscher Bedienung und vorzüglicher Verpflegung. Dann fuhren wir im Auto durch die sich weit ins Gelände erstreckende freundliche Villenstadt spazieren. Angenehm fiel uns auf, daß die Blumen- gärten gar keine Umzäunung hatten. Der Frühling hatte hier noch kaum begonnen, während wir in Japan ihn und die Kirsch- blüte schon hinter uns hatten. Verließen wir den Wagen um in belebteren Straßen die Geschäftsauslagen zu besichtigen, so starrten uns die Leute wie Wundertiere aus einer fremden Welt an, weil wir für diese noch kühle Zeit zu leicht oder sonstwie anders als sie selbst gekleidet waren. Am folgenden Tag bestie- gen wir den Fernzug nach San Francisco und bestaunten während der Fahrt im Observation Car die ungeheure Weite der amerikanischen Landschaft und die sich nach Westen aus- dehnenden Rocky Mountains. In Japan hatte einst zu meinem Freund Benrath ein mitreisender Amerikaner beim Anblick unsers heiligen Fujis gesagt: "That's nothing! We have dozens of those Fujis in America". Beinahe mußten wir jetzt diesem Amerikaner recht geben, jedoch konnte keiner der auftauchenden Gipfel mit der idealen Form des Fujis wetteifern.

Abends trafen wir in San Francisco ein und fanden im 20. Stock eines Hotels bequeme Unterkunft mit schöner Aussicht auf das Golden Gate und den Hafen. Wir blieben zwei Tage in San Francisco, besichtigten die Stadt, die nach dem großen Erd- beben von 1906 wieder vollständig aufgebaut war, machten einige Einkäufe und wanderten durch Parkanlagen und über Höhen entlang der Küste. Von einem Befestigungsareal aus hatte man einen schönen Blick auf das Golden Gate, die Bucht und den Hafen. In den städtischen Anlagen stand u.a. ein Stand- bild von Schiller. An die meist niedrigen Bauten von Yokohama gewöhnt, imponierte uns die große zivilisierte Stadt. Der Ver- kehr war mäßig und vollzog sich überall ohne Gedränge. Die Menschen waren freundlich und gaben bereitwillig Auskunft. Verglichen mit Seattle war es hier sonnig und frühlingwarm.

Unser nächstes Reiseziel war das viel besuchte großartige Felsental von Yosemite. In einer kleinen Gebirgsstation fanden wir in einem der sehr reizvoll und bequem eingerichteten Ein- familienhäuser, tief im Walde gelegen, Unterkunft. Diese Cot- tages hatten nur einen großen Wohn- und Schlafraum mit Bad. Sie lagen romantisch im Walde verstreut. Die Mahlzeiten

nahmen wir in einem großen offenen Eßsaal ein, von aufmerksamer Jugend beiderlei Geschlechts, meist Studierenden, bedient. Das große Felsental mit seinen bis zu 1000 m aufragenden Steingipfeln, wunderschönen aus beträchtlicher Höhe herab-raschenden Wasserfällen und seiner Vegetation zogen und sehr an. Abends sangen gut ausgebildete Sänger und Sängerinnen zur Laute, und zur Belustigung der Gott sei Dank noch wenigen Touristen wurden von einer der höchsten Felspartien die sog. Firefalls gezeigt: große brennende Zweige und Stämme wurden von oben herabgeworfen und, obwohl etwas kitschig wirkend, von den Zuschauern mit lautem Ah! und Oh! begrüßt.

Früh am Morgen mußten wir die aufgehende Sonne bewundern, die als leuchtende Kugel am Rand einer hohen Felspartie entlangrollte, und der Clou war die Spiegelung der Berge und der Sonne in dem von Felsen romantisch eingerahmten Lake Mirror. Die größte Sehenswürdigkeit waren die uralten weltberühmten Riesenbäume, die Red Woods, zu denen wir nach etwa zweistündiger Fahrt durch wundersame Waldungen gelangten, wo wir wie alle Globetrotter mit dem Wagen durch einen Baumriesen hindurchfahren, der von so gewaltigen Ausmaßen war, daß ein offener Torweg, durch ihn hindurch geschnitten, dem Gedeihen des Baums nichts anhaben kann. Der Besuch des Yosemite Tals war ein eindrucksvolles Erlebnis.

Weiter ging die Fahrt im Nachtzug nach Los Angeles. Die breiten Betten des Pullmanwagens sind für Pärchen eingerichtet, und der Negerschaffner wollte es gar nicht glauben, daß jeder von uns ein solches Bett für sich allein haben wollte. Der Wagen war nur halb besetzt und stark verdunkelt. Auf dem Weg zur Toilette hatte ich deswegen die Betten genau gezählt, um mein Lager wiederzufinden. Trotzdem wurde ich bei meiner Rückkehr aus dem hellbeleuchteten Waschraum, schon im Begriff, wieder in mein Bett zu steigen, von einer erschreckten Männerstimme angerufen. Ich hatte das Bett doch verfehlt! Verlegen stammelte ich eine Entschuldigung, jedoch weder auf Englisch noch auf Deutsch, sondern — auf Japanisch, aber das "gomen nasai" (verzeihen Sie) beruhigte den einen Überfall befürchtenden Schläfer sichtlich ebenso wie wenn ich "sorry" oder "pardon me" gesagt hätten. Dieser kleine Vorfall bewies, wie tief die ständig geübte japanische Sprache im Gehirnkasten Wurzeln geschlagen haben mußte.

Das weiträumige Los Angeles mit seinen imponierenden Hochhäusern, das viele Grün, die schon fast tropische Vegeta-

tion, die Palmen — all das gefiel uns sehr. Es überraschte uns, daß diese ganze üppige grüne Welt künstlich geschaffen und nur durch ständiges Besprengen am Leben erhalten wird, während in der Ferne die trostlose Wüste sichtbar war.

Bei einer Rundfahrt durch die Stadt zeigte uns der Schaffner die "Homes" bekannter Personen, besonders der Filmstars, wobei er mit gebührendem Stolz jedesmal den Dollarwert der Häuser angab. In einem Kino wurde ein für uns Deutsche nicht gerade erbaulicher Kriegsfilm gezeigt, und wir konnten nicht begreifen, warum Amerika noch im Jahr 1926 diese alten Geschichten dem Publikum auftischte. — Im Hotel riet man uns zum Besuch der sehr romantischen dem Hafen vorgelagerten Insel von Catalina, wohin man auf bequemen Vergnügungsdampfern in etwa 2 Stunden gelangt. Wir wollten uns den Spaß, einmal wieder Seeluft zu atmen, nicht entgehen lassen und fuhren eines Morgens bei schönstem Sonnenschein mit einer größeren Touristenschar dorthin. Die kleine gebirgige Insel gehört dem bekannten Kaugummifabrikanten Wrigley, dementsprechend waren auch Aufmachung und Propagandabetrieb. Ein verstimmtes Glockenspiel, die sog. Chimes, begrüßte die Gäste mit einem unrein klingenden Choral. Die Insel war übersät mit Souvenirläden voller kleiner Hausgreuel, von denen wir nichts mitnahmen. Dann sahen wir gezähmte Seelöwen, die auf Kommando von hoher Klippe unter Gegröhle ins Meer springen mußten. Der Clou aber war eine Fahrt in einem flachen Dampfboot am Gestade der Insel entlang. Man saß auf Bänken an den Bordwänden und beobachtete durch den Glasboden in der Mitte des Boots den Meeresgrund. Man sah unter sich sowohl das Spiel wundersamer Fische in allen Regenbogenfarben schimmernd als auch die Vegetation auf dem Grund des Meeres, hohe Gewächse, die im Wasser leicht hin- und herschwanken. Endlich zeigte ein Taucher, braun wie ein Indianer, seine Künste: volle zwei Minuten schwamm er unter dem Glasboden des Boots herum. Wieder aufgetaucht, ließ er ganze Ströme von Wasser aus seinem Mund laufen. Wir waren froh, nach diesen Überraschungen wieder die Fahrt über das blaue Meer zurück nach Los Angeles, durch neue Sensationen nicht gestört, in Beschaulichkeit genießen zu können.

Von Los Angeles fuhren wir zum Grand Canyon. Man *muß* ihn gesehen haben, und in diesem Fall stimmt es, was die Reisenden, die Californien besuchen, sagen: es lohnt sich wirklich! Die meilenweit reichende tiefe und breite Schlucht mit dem

wild aufschäumenden Coloradofluß und den auf der gegenüberliegenden Wand deutlich erkennbaren farbigen Erdschichten ist herrlich anzusehen! Wir hatten das Glück, noch einen strahlenden Sonnenuntergang zu erleben, bei dem die steile Wand, bis in 1600 m Tiefe abfallend, in zauberhaftem Spiel der Farben aufleuchtete, ein Eindruck, der dem Auge für immer eingeprägt bleibt.

Mit der südlichen Eisenbahnlinie, der Santa Fé-Bahn, ging unsre Fahrt weiter durch die wüste steinige Landschaft von Neu-Mexico über Kansas City nach Chicago. In der Steinwüste im Süden war es tropisch heiß. Wir glaubten, in einem Sonderabteil die drei Nächte bequemer zu reisen und vor allem besser zu schlafen als in dem allgemeinen Pullmanwagen. Es war aber eine große Enttäuschung, und die erheblichen Mehrkosten waren umsonst ausgegeben. Das Sondercompartment war zwar schön geräumig, aber die Betten standen übereinander, und das obere Bett war so ungewöhnlich hoch über dem unteren, das der Kavalier natürlich seiner Dame überließ, daß ich nur mit Hilfe einer hohen Leiter hätte hinaufklettern können. Der faule Nigger-Schaffner war trotz Trinkgelds nicht zum Heranschaffen der Leiter zu bewegen. Ich mußte einen Aufbau von Koffern machen, um mühsam in die Höhe zu klimmen, und noch schwieriger war das Herabkommen, weil dieser Kofferturm dabei unweigerlich umstürzte. Die Sonderabteile hatten außerdem den großen Nachteil, daß sie am Ende des Wagens lagen, infolgedessen beim Bremsen und in den Kurven weit mehr schaukelten als die in der Mitte. Kurz, es war eine Pleite, und wir hatten etwas dazugelernt. Was wir auf der langen Fahrt von Land- und Ortschaften sahen war nicht besonders anziehend, schön war nur die Weite dieser wenig besiedelten Landschaft. Mußte dieses Amerika, das noch Raum für viele Millionen Menschen bot, den Alliierten dabei helfen, uns armen, immer schon eng zusammengepreßt lebenden Deutschen auch noch die Grenzen zu schmälern, uns noch schärfer einzuschnüren? Was war in Versailles aus den 14 Punkten Wilsons geworden?

Viele kleinere Städte, die wir passierten, sahen recht erbärmlich aus. Vereinzelt konnte man moderne Häuser zwischen den beinahe barackenmäßigen sehr unschönen Wohnhäusern entdecken, die das Bild bestimmten. Jedes einfachste Dorf in Deutschland wie in andern kultivierten Ländern Europas sieht schmuck und anmutiger aus als diese nur auf schnellen Gelderwerb hergerichteten Heimstätten. Die gewöhnlichen

Häuser solcher mittleren Städte sind stillos, billigste Massenware und machen einen geradezu schäbigen Eindruck, was umso unverständlicher ist, als jedermann weiß, daß hier der Golddollar rollt und fast jeder ein Auto haben muß. Der Sinn für Schönheit ist offenbar nicht zusammen mit dem für Technik gewachsen. Man berauscht sich am allgemeinen Fortschritt, den vielen Maschinen und Geräten, die dem Menschen Arbeit ersparen und das persönliche Leben leichter machen. Auf Dinge, die nicht unmittelbaren Nutzen versprechen legt anscheinend die Masse des Volks weniger Wert und ist mit einer im ganzen recht bescheidenen Lebensführung zufrieden, was andererseits ja auch anerkennenswert ist.

Ganz anders ist der Eindruck von Chicago, das mit seinen geschmackvoll angelegten Straßen, seinen Wolkenkratzern, breiten Avenuen und Parkanlagen an dem großen Michigan-See, der wie das Meer wirkt, den Eindruck einer wirklich vornehmen modernen Großstadt macht.

Wir wohnten dort etwa im 30. Stock eines Hotels, das bis gegen 50 Stockwerke hatte. Tief unter uns ragte aus dem gleichen Gebäude eine Kirche auf. Müde von der langen Bahnfahrt verschoben wir einen Spaziergang bis zum nächsten Morgen und gingen früh zur Ruhe. Unser Zimmer hatte eine Doppeltür mit einem größeren Zwischenraum zwischen beiden Türen. An der Innenseite der Außentür war ein großes Plakat angebracht mit der Aufschrift "SERVIDOR" und der prahlerischen Anpreisung dieser famosen Einrichtung: man brauche nur zu telefonieren, die Zimmernummer und das Zauberwort "Servidor" zu sagen, so fände man am nächsten Morgen alle darin aufgehängten Kleider, Mäntel — und was sonst noch alles — frisch gestriegelt und gebügelt wieder, sogar die Schuhe geputzt, letzteres ein großer Vorzug, da sonst durchaus nicht üblich. Mein Reiseanzug hatte nach der langen Fahrt eine Auffrischung dringend nötig. Die Sache leuchtete mir ein, ich hängte alles an den Haken des Servidors und stellte auch meine Schuhe hinein. Meine Frau wollte ihre Sachen lieber selbst ordnen. Ich hatte nur noch einen weißen Tropenanzug im Koffer, da unser großes Gepäck von San Francisco aus direkt nach New York zum Nordd. Lloyd, mit dem wir weiterreisen wollten, abtransportiert worden war. Am nächsten Morgen blickte ich als erstes in den Servidor: er war leer! Ein sonniger Sonntagmorgen brach an. Es war Ende Mai. Ich wartete geduldig auf das Wiedererscheinen meiner Kleidungsstücke, aber sie kamen nicht. Auf wiederholtes Tele-

fonieren hieß es, die Sachen würden sofort gebracht. Es wurde spät und später. Ich hatte schon im Kimono mit meiner Frau gefrühstückt, aber immer noch fehlten Anzug und Schuhe. Auf der Jagd nach meinen Sachen wurde ich in dem Riesenhotel von einem Stockwerk ins andre geschickt, bis ich in der Wäscherei und Plättanstalt landete — niemand erinnerte sich an die Nummer meines Servidors. Man wollte mich damit trösten, daß die Nummer verwechselt sei. Das konnte ich mir selbst sagen, aber wie ließ sich in einem Hotel mit 2000 Zimmern der Irrtum reparieren? Mir blieb nichts andres übrig als meinen weißen Anzug anzuziehen, dazu weiße Schuhe und einen Panama! In der großen Empfangshalle sagte ich meinen Kummer verschiedenen vornehm gekleideten Herren, die äußerst freundlich und voller Verständnis meine Klagen anhörten und sofortige Abhilfe versprachen....

Wir hatten nur bis zum Abend Zeit die Stadt zu besichtigen, dann sollte es im Schlafwagen zum Niagarafall weitergehen. Ich verlangte daher schleunigste Nachforschung und Lieferung meiner Sachen bis spätestens 3 Uhr nachmittags, da wir kurz nach 5 Uhr den Nachtzug nach Buffalo zu nehmen hätten. Alles wurde mit größter Liebenswürdigkeit unter Garantie versprochen, und nun gingen wir los, um uns in der Stadt umzuschauen. Gewöhnlich richten sich die Blicke der Passanten auf die Dame, mit der ein Herr des Weges kommt — ganz anders in diesem Fall! An meiner Frau vorbei starrte die Menschheit, zum Kirchengang dunkel gekleidet, nur mich und meine tropische Aufmachung an. Keine Mensch trug vor dem 1. Juni einen Strohhut! Das war festes Gebot des Sittencodex, und nun gar diese ganze nur für den heißen Sommer zulässige weiße Gewandung an mir!! Er war zu viel für die Leute. Sie gafften, lachten und blieben staunend stehen. Hätten wir nicht doch den Eindruck von Ausländern gemacht, wäre mir wohl nach lasterhafter amerikanischer Gewohnheit der Hut vom Kopf gestoßen worden. Die Sache wurde immer übler, ein Auflauf, eine "civil commotion" drohte. Wir stürzten uns in ein Taxi, um dem Unheil zu entgehen und fuhren zu einer schönen Parkanlage mit vielen Bänken am Gestade des Michigan-Sees. Mittags aßen wir in einem Restaurant nahe unserm Hotel, aber von dort bis zum Hoteleingang mußten wir wieder durch eine Gasse gaffender Menschen paradieren. Es wurde so peinlich, daß wir wie jeder gute Hilfe suchende Christ in die kleine Hotel-Kirche hineinschlüpften. Zwei geschniegelte Jünglinge im Cut begrüßten

uns mit Handschlag wie verlorene Schafe der Ökumene, nötigten uns Platz zu nehmen und der Predigt des Pfarrers über den Text "Is your Son a potential Angel or a potential Devil?" zu lauschen. Ich glaube, der Geistliche malte den männlichen Nachwuchs als den kommenden Teufel an die Wand, aber auch der Engel blickte ab und zu mit herein. Getröstet und für die letzten Schritte bis zum Haupteingang des Hotels neu gerüstet eilten wir hinaus.

Sofort erkundigte ich mich im Büro nach meinen Sachen. Die seien jetzt bestimmt im Servidor. Mit dem Elevator hinaufgebraust... Enttäuschung... leer wie bisher! Donnerworte am Telefon!! Endlich persönlich wieder hinuntergefahren, um ganz energisch ein Machtwort zu sprechen. Ich machte einen solchen Krach, daß immer mehr Hotelmagnaten herbeistürzten, einen verrückt gewordenen Gast zu beruhigen. Endlich erklärte ein Oberster der Hotelhierarchie mit freundlichster Miene: "Sie können hinauffahren, Sie werden alles was Sie suchen vorfinden". Ich glaubte ihm auch diesmal nicht, doch zu unrecht: Anzug und Schuhe waren da. Die weiße Gewandung konnte wieder in den Koffer wandern, und in "normaler" Kleidung, frisch aufgebügelt, setzten wir unsre Reise in nördlicher Richtung fort.

Warnung für alle späteren Gäste: "Hütet euch vor dem SERVIDOR!"

Von Buffalo kommend standen wir am nächsten Morgen bei herber kühler Witterung vor dem Niagara-Fall und bestaunten die ungeheuer breite aus dem Erie-Fluß stürzende Wassermasse, die wie über ein Riesenwehr sich in einzelnen Teilen oder Bächen in die Tiefe ergießt. Jeder kennt Bilder und Beschreibungen dieses größten Wasserfalls der Erde, so daß es keiner schmückenden Beiworte bedarf. Schön ist er nicht, dieser Koloß von einem Wasserfall. Im Winter muß er mit seinen herabhängenden seltsam geformten Eismassen, die wie Lawinen in ihrem Lauf erstarrt scheinen, einen zauberhaften Anblick bieten. Jetzt sieht er keineswegs romantisch aus: In früheren Zeiten war der Urwald Zeuge seines Sturzes in die Tiefe, heute stehen Industrieanlagen und häßliche Kraftwerke an seinen Ufern. Die Technik hat alle Schönheit hinweggefegt. Sie zieht aus seiner Urkraft Hunderttausende oder gar Millionen von Pferdekräften für die Wirtschaft. Amerika am einen, Kanada am andern Ufer teilen sich in den Raub. Eine breite und lange Brücke führt über den wildaufschäumenden, von Wasserdunst und -staub erfüllten Strom zum andern Ufer. Zollwächter und Polizisten fordern von den Darüberschreitenden die Pässe.

Weiter abwärts bildet der rauschende Strom eine riesige sich im Kreis drehende Wirbelflut, den sog. Worldpool. Wer das Gruseln liebt läßt sich von einer Drahtseilbahn hoch über diesem Charybdis-Trichter auf karussellartigen Sitzen herumfahren, ein Sensationsbedürfnis, dem wir uns entschlügen. Als Tourist muß man alles gesehen haben, wir bedauerten jedoch hierher gefahren zu sein und erholten uns auf der kanadischen Seite durch einen kleinen Spaziergang ins Gelände. — Nach einer Nacht in Buffalo setzten wir unsre Reise fort und kamen nach langer Bahnfahrt am nächsten Abend auf der großen Central Station in New York an.

In einem kleinen nur 8 Stockwerke hohen sehr behaglichen Privathotel, das man uns empfohlen hatte, fanden wir in einer Art Appartement mit Entrée, Wohnraum, Schlafzimmer und Bad sehr preiswerte Unterkunft. Das "Steward's Hotel" lag nur wenige Minuten Taxifahrt von der Station entfernt, nahe der Metropolitan Oper, die um diese Zeit aber nicht spielte, dem Broadway und der Fifth Avenue. Da der Eßsaal schon geschlossen war, speisten wir in einem Nachtrestaurant, zu dem wir eine halbe Stunde zu gehen hatten. Die Straßen waren nicht besonders bevölkert und nur von wenigen Autos befahren.

Nach erholsamer Nachtruhe begannen wir am nächsten Morgen mit der Besichtigung New Yorks. Der Heerwurm der Autos war erdrückend, in Taxis kaum voranzukommen. Wir gingen darum bisweilen längere Strecken zu Fuß. Die Straßen machten nicht gerade einen sauberen Eindruck. Die riesigen Wolkenkratzer wurden gebührend angestaunt. In dem einen oder andern Gebäude fuhren wir mit dem Fahrstuhl 50-60 Stockwerke hinauf und genossen einen Blick auf das Häusermeer New Yorks, eingepfercht in die enge Manhattan Halbinsel bis zum Hudson hinüber.

Wir hatten eine ganze Woche Zeit uns gründlich umzutun, speisten mittags einfach aber gut in einer billigen Cafeteria mit praktischer Selbstbedienung. Nach erstem ermüdendem Herumschauen und einem Kinobesuch, wo "Micky Mouse" und ähnlicher Unsinn vorgeführt wurde, holte ich mir anderntags vom Hauptbüro des NDL die Fahrkarten für die "Stuttgart" die uns nach Bremen bringen sollte, auch erkundigte ich mich nach unserm Gepäck, das pünktlich im Depot des NDL eingetroffen war und dort lagerte. Man versprach, es rechtzeitig z.T. in unsre Kabine, z.T. in den Gepäckraum anzuliefern. In der Wallstreet besuchte ich meine Bank, die National City Bank, mit

der ich, sehr zuvorkommend behandelt, meine Geldangelegenheiten rasch ordnete. Im Vorübergehn sah ich auch die berühmte "Little Church Around the Corner", wie ein Rudiment aus ferner Vergangenheit zwischen den Hochhäusern stehend, in der sich die fashionablen Paare von New York trauen lassen.

Kunterbunt häuften sich in den nächsten Tagen die Eindrücke von diesem Weltzentrum, in dem die Masse der Menschen überall betriebsam, aber doch nicht etwa im Stil "time is money" arbeitet. Wir fanden im Gegensatz zu Deutschland, daß alles langsam, oft gleichgültig oder behäbig getan wurde. Die New Yorker schienen viel Zeit zu haben.

Größere geistige Anregungen hatten wir in New York nicht. Es gab weder Theater, noch Oper, noch größere Konzerte. Wegen der angebrochenen Sommerzeit war alles schon geschlossen, nur ein Mittagskonzert konnten wir hören, das wirklich erfreulich war. Ein ausgezeichnete lyrischer Tenor, ein Deutscher, sang, von einem weltbekannten Pianisten mit einem "van" im Namen (der genaue Name ist mir nicht mehr gegenwärtig) begleitet, die "Müllerlieder" von Schubert, die er wahrhaft ergreifend vortrug. Die Zuhörer, unter ihnen viele Semiten, brachen in Beifallsstürme aus. Die Juden schienen in New York wie ehemals in Berlin durch die Pflege der Kunst eine Kulturinsel inmitten einer dem materiellen Erwerb verfallenen Welt zu bilden. Beim Sightseeing passierten wir auch das von den Juden bewohnte Viertel, und der Ansager im Omnibus meinte, wir kämen nun nach Neu-Jerusalem.

Abendliche Aufführungen von Vaudevilles ähnelten dem, was bei uns in Kabarets und im Wintergarten von Berlin vorgeführt wurde. Wir sahen allerlei launige und spaßhafte Sketches. Recht störend war, daß man beim Anfassen der Sitze häufig an den Resten von Chewing Gum kleben blieb. Man durfte ungeniert rauchen und bekam während der Aufführung Erfrischungen angeboten.

Ein Versuch, den weit draußen gelegenen Zoologischen Garten zu besuchen, wo sich meine Frau reiches Material zum Skizzieren versprach, scheiterte zunächst. Kein Mensch verstand uns, wenn wir nach dem "Zoological Garden" fragten. Wir wurden mit einer rasend schnell fahrenden U-Bahn dorthin dirigiert, stiegen auf Weisung von Mitfahrenden mehrfach um und kamen doch nicht an, so daß wir unverrichteter Dinge wieder im Hotel landeten. Dort erfuhren wir, daß die New

Yorker abkürzend nicht etwa "Zoo", sondern "Su" sagen. Am folgenden Nachmittag glückte uns dann die Reise dorthin. Die Mannigfaltigkeit der Tiere, z.B. der wunderschönen Flamingos, die frei herumliefen, entschädigte uns für die Mühen des Vortags.

Abends erstrahlten alle Straßen im Licht der marktschreierischen Neonlichtreklamen. Da hieß es z.B. "Life begins at 9 p.m.", und so wurden wir in eine der Vergnügungsstätten gelockt. Wir Neulinge konnten dort mit dem amerikanischen "slang" nicht fertig werden, den man erst nach monatelangem Studium verstehen kann, auch die Anspielungen auf aktuelle Vorgänge oder bekannte Persönlichkeiten, von denen in den umfangreichen Tageszeitungen — eine Sonntagsausgabe der "New York Times" hatte ungelogen 75 Seiten in Großformat — die Rede war, verstanden wir kaum. Eine merkwürdige Notiz in einer der Tageszeitungen ist mir im Gedächtnis geblieben: Von den vielen närrischen Kerlen, die sich in Fässern den Niagara Fall hatten hinabrollen lassen und regelmäßig dabei umkamen, war der einzige, dem dieser Streich gelungen war, dieser Tage beim Ausgleiten über eine Apfelsinenschale ums Leben gekommen. Auch wurde in der Presse eine Skandalgeschichte breitgetreten, wonach bekannte Millionäre in geschlossener Gesellschaft der Prohibition zum Trotz bei einem Gelage eine Beauty der society pudelnackt in ein mit Champagner gefülltes Bad gesteckt hatten. Sensation und "popularity" stehen obenan....

Nach einem Mittagmahl in einem großen Hotel begrüßte mich eines Tages auf einem gewissen Ort ein Amerikaner sehr förmlich und fragte, weil ich ihn verwundert ansah: "Aren't you General Sherman?" worauf ich erwiderte: "Sorry, I am neither a General nor Sherman, and not even his son, but only a German". Er blickte mich "bewildered" an und meinte, ich wäre ein vollkommenes Ebenbild dieses bekannten Generals. Du lieber Himmel! Schon wieder sollte ich jemandem aus dem Jenseits zum Verwechseln ähnlich sehn wie nach einer Seelenwanderung: erst dem Dr. Carl Peters und nun dem General Sherman, andre haben mich später Hermann Hesse sehr ähnlich gefunden. Zu meinem Trost sind diese vermeintlichen Doppelgänger bedeutende Größen, mit denen ich mich ganz gewiß nicht zu messen wage. Nach Kretschmers Charakterologie müßte ich, wenn tatsächlich von solcher Ähnlichkeit in Gesichtszügen und Gestalt die Rede sein könnte, Spuren gleichen Wesens aufweisen, die ich aber nicht entdecken kann, und die — sollten sie vor-

handen sein — latent und unentwickelt in mir geblieben sind, es sei denn, ich wäre meinem jugendlichen Herzensdrang zur Musik gefolgt und Dirigent geworden. —

Wir haben dann auch noch den berühmten großen Rummelplatz vor New Yorks Toren an der See, Coney Island, besucht. Wir fuhren über Brooklyn, einen recht schmierig aussehenden Fabrikort. Coney Island ist das St. Pauli von New York mit dem selben abwechslungsreichen Amüsierbetrieb. Aus einer Arche schaute vergnügt eine Wachsfigur vom alten Noah heraus mit sämtlichem Getier darin. Eine besondere Attraktion bildete eine Ausstellung von werdenden Menschlein im Inkubationszustand. Man sah unter Glas Embryos in verschiedenem Monatsalter, unter ärztlicher Kontrolle stehend, auf gleiche Art wie im Mutterleib gewärmt und künstlich ernährt. Es hieß, die so gepflegten Kleinen kämen zu gegebener Zeit als gesunde Babies zur Welt. —

Zu Entdeckerfahrten z.B. nach Harlem ins große Negerquartier fühlten wir uns nicht aufgelegt und hatten genug an dem, was wir inmitten des Riesenbetriebs der Massen geschaut und erlebt hatten. — Mehr will ich hier von unsern Eindrücken in New York nicht wiedergeben. —

An einem sonnigen Mittag bestiegen wir mit einem Gefühl der Erleichterung nach dieser langen aber kurzweiligen Fahrt durch die "Neue Welt" den wunderschönen Dampfer "Stuttgart". Unser Gepäck war richtig zur Stelle, und wir fühlten uns auf dem schmucken, geräumigen, stilvoll eingerichteten Schiff in guter deutscher Gesellschaft bald ganz zu Hause.

Wir steuerten an der Freiheitsstatue vorbei gen Osten in den Ozean. Das Bild der Riesenstadt schob sich, je weiter das Schiff sich vom Ufer entfernte, zu einer Gesamtschau zusammen. Die Sonne neigte sich zum Okzident und überstrahlte das Häusermeer mit lichtem sanftem Schein. Ungeordnet hoben sich die Hochhäuser in die Luft empor: hoch, höher, am höchsten. Die Museen scheinen an dem Aufbau dieser gigantischen Bauwerke keinen Anteil gehabt zu haben. Die Bauten standen wie die Würfel aus einem Baukasten wahllos durcheinander geschüttelt da. Ein zweckentsprechender neuer Stil, den Kulturwillen der Neuen Welt offenbarend, ist nicht entstanden. Diese Architektur war keine "gefrorene Musik". Doch wer möchte verkennen, daß hier der Technik auf unzulänglicher Bodenfläche das Wunder des Vorstoßes in den alles überwölbenden freien

Luftraum gelungen ist? Befriedigen diese nackten Würfel den ästhetischen Sinn auch nur wenig, so haben ihre Baumeister doch abertausenden von Menschen Wohnraum verschafft und damit zum Heil der Gesamtheit segensreich gewirkt. Das ist eine Leistung, die allen Ruhmes wert ist und nicht verkleinert werden darf.

Wie unser Schiff Meile um Meile weiter ins offene Wasser voraneilte, schrumpfte langsam das "Steinerne Meer" zusammen und versank allmählich im Dunst der letzten Abendröte.

Das "Land der unbegrenzten Möglichkeiten", wie Polenz es betitelt oder "God's Own Country", wie die Amerikaner es getauft haben, lag hinter uns. In anregenden Gesprächen mit deutschen Amerikafahrern, die mit uns heimreisten, konnten wir an Bord Eindrücke austauschen und vertiefen. Unsre Reise durch Amerika hatte nicht dem Studium von Land und Leuten, sondern mehr der Landschaft, den Sehenswürdigkeiten und unsrer eigenen Erholung gegolten. Wir saßen bei den Mahlzeiten mit dem Kapitän Graal, einem sehr freundlichen und erfahrenen Mann, einem älteren vornehmen Bremer und einem jüngeren Dozenten für Geologie von der Universität Gießen und Frau zusammen, die uns viel Interessantes von einem zweijährigen Aufenthalt in Amerika berichten konnten. Der Bremer Herr hatte bei Verwandten im Innern gelebt. Er konnte sehr launig von dem privaten Leben der zugewanderten Deutschen erzählen und wollte sich jetzt von "ice water" und "hot cakes" erholen. Ebenso unterhaltsam war der Gießener Professor, der von einer großen Ölgesellschaft zu geologischen Untersuchungen auf Petroleum nach dem sog. Mintrop-Verfahren, dessentwegen ich in Japan einen Patentstreit geführt hatte, engagiert gewesen war. Er hatte befriedigende Ergebnisse erzielt und einen Beutel voller Dollars verdient. In Deutschland hatte er auf einer Dienstreise einmal ein sehr sonderbares Erlebnis gehabt, das er uns anschaulich erzählte: Er hatte im Auftrag einer großen Gesellschaft einen Schacht überprüft und kehrte, noch in Bergmannskleidung, zu einer Anschlußstation zurück. Dort wurde er von einer Schar Polizisten mit den Worten: "Na, da haben wir Sie ja!" empfangen und aufgefordert mitzukommen. Man wollte ihn verhaften und irgendwohin verfrachten. Proteste und Beteuerungen, daß er der Prof. Sowieso aus Gießen wäre,

wurden lachend bestritten und für Ausreden gehalten: man wisse schon, wer er sei. Man gab aber nicht an, für wen man ihn hielt. Er mußte sehr energisch werden, ehe ihm gestattet wurde, mit der Direktion der eben von ihm besuchten Gesellschaft zu telefonieren. Nun kamen der Polizei doch Zweifel. Zwei Herren der betr. Firma kamen im Auto angebraust und klärten den Irrtum auf. Man hatte ihn für den Räuberhauptmann Hölzel gehalten, der als Führer einer Kommunistenbande in Mitteldeutschland Schandtaten begangen hatte. Unter vielen Entschuldigungen wurde er freigelassen. Der Professor sagte, diese Begegnung mit der Polizei sei die unangenehmste Stunde seines Lebens gewesen.

Auch der Kapitän wußte manch neckisches Stücklein zu erzählen, u.a. von einem amerikanischen Passagier, den er eines Tages höflich fragte, ob er mit der Verpflegung an Bord zufrieden sei? "Ja", sagte dieser, "das Essen ist vorzüglich, aber doch nicht ganz ausreichend", was den Kapitän verwunderte, der auf die Reichhaltigkeit der Speisekarte hinwies: der Herr könne doch unmöglich das ganze Menu verzehren! worauf der Amerikaner erwiderte: "That's right, but I want to read it." Seltsamer Vogel!

In fröhlicher Gesellschaft fuhren wir bei sehr gutem Wetter und unbewegter See auf dem herrlichen Dampfer der Heimat entgegen. In Bremerhaven holten uns mein Bruder Adolf und unser Sohn Adi ab. Der Sohn hatte sich während der sechs Jahre unsrer Trennung zu einem strammen Burschen entwickelt. Er war jetzt Oberprimaner und versprach, einmal ein tüchtiger Chemiker zu werden.

Ein besonderer Expriß des Lloyd brachte die Passagiere vom Hafen nach Bremen hinein, das meine Frau und ich zum ersten Mal sahen. Wir bewunderten die alten Baudenkmäler, das Rathaus mit seinem Roland, auch die Böttcherstraße und nahmen dann eine gute Mittagsmahlzeit in dem wunderschönen altehrwürdigen "Essighaus" ein. Mein Bruder erzählte, Amerikaner hätten das Haus, wie es da stand, der Stadt Bremen abkaufen wollen, die sich darauf aber nicht eingelassen hätte.

In Hamburg wurden wir von meiner Schwägerin Tutti und dem nun auch zu einem kräftigen Knaben herangewachsenen Sohn Hansl begrüßt. Mein Bruder hatte uns eine angenehme Unterkunft ganz in seiner Nähe bei einer jüdischen Familie beschafft. Dort hatten wir zwei anständig eingerichtete Räume mit Bad zur Verfügung, und alles ließ sich gut an. —

Während der Reise hatte ich alle Gedanken an Büro und Praxis kräftig beiseitegeschoben, nun aber fand ich einen Haufen Geschäftspost aus Japan und leider auch aus der Heimat vor. Klienten warteten schon auf meinen Besuch, vor allem die IG in Ludwigshafen. Ich ärgerte mich jetzt, daß ich als Heimkehrender mich angemeldet hatte, was freilich nicht zu vermeiden gewesen war. Nun fielen sie alle über mich her. Eine Woche Ruhezeit wollte ich mir aber doch gönnen.

Dann ging's ans Erzählen alles dessen, was wir inzwischen gegenseitig erlebt hatten. Ich mußte natürlich das große Erdbeben in allen Einzelheiten schildern, und Alt und Jung hörte gespannt und "niepe" zu. Mein Bruder zeigte reges Interesse für meine Arbeit, zumal er vielfach mein Helfershelfer in der Heimat gewesen war.

Inzwischen traf auch die "Oldenburg" mit unserm Pflegejungen Gustav in Hamburg ein. Ich holte ihn ab und dankte dem braven Kapitän, der ihn als kleinen Pikkolo so freundlich behandelt hatte und der, wie er sagte, ihn sehr vermissen würde. Seine Kameraden, die Matrosen, hatten ihn als den Jüngsten gern zum Schleppen schwerer Säcke aus der "Last" herangezogen und ihm dabei etwas viel zugemutet, so daß er froh war, den Dienst hinter sich zu haben. Er fügte sich leicht in den Kreis bei meinem Bruder ein, wo er zunächst einige Tage untergebracht wurde. Noch war ihm das Japanische vertrauter als das Deutsche, und mein Adi amüsierte sich darüber, daß er ihm am ersten Abend im Bett vierlerlei auf Japanisch erzählte, was Adi fast nicht mehr verstand. Gustav fuhr bald darauf über Berlin nach Hirschberg zu meinem älteren Bruder Wilhelm, wie Petra Hagmann es 1920 gemacht hatte, die nach Absolvierung der Oberschule in Hirschberg nun zur Gärtnerin ausgebildet wurde. Ihr Lieblingsfach war die Botanik, aber zum wissenschaftlichen Studium hierin war sie trotz vorzüglicher Anlagen nicht zu bewegen gewesen. Petra war wie ihr Vater ein Kraftmensch. Sie wollte einen Beruf im Freien ausüben. Das Leiden und frühe Sterben ihrer Tante Grete führte sie auf die Bürotätigkeit zurück. Sie arbeitete zunächst auf einem Gut an der Spree in der Nähe Berlins, das nebenbei eine Gärtnerei betrieb, in der sie sich für die Ausbildung als Gärtnereihilfin in einem Kieler Betrieb vorbildete. Wir sahen sie erst in Berlin wieder. —

Meine erste Geschäftsreise führte mich zur IG nach Ludwigshafen. Ich mußte den Herren der Rechts- und Patent-

abteilung über die Gründung der verschiedenen japanischen Tochterfirmen und Einzelheiten ihres Geschäftsbereichs, im speziellen über die Aufgaben, die mir nach dem Abkommen mit Direktor Waibel anvertraut waren, berichten. Herr Waibel selbst war zur Gründung der DEFAG (Deutschen Farben-Handelsges. Waibel & Co.) noch in Shanghai. Man behandelte mich in Ludwigshafen äußerst liebenswürdig. Ich wurde in dem schönen Kasino stark gastiert und um einen weiteren Besuch gebeten, um über Warenzeichen zu konferieren, mußte also in Mannheim übernachten. Der Warenzeichen-Referent entpuppte sich andern-tags als wahrer Knicker. Er glaubte, mir von den mit Waibel getroffenen Honorarabmachungen für die Übertragung der einigen tausend Warenzeichen der einzelnen Werke auf die IG etwas abzwacken zu können und zeigte nicht das geringste Verständnis für die vielen komplizierten Formalitäten, die bei dem entstanden Durcheinander erledigt werden mußten. Ich konnte den Ahnungslosen, auch nachdem ich ihm die wirklichen Tatbestände ausführlich geschildert hatte, von seiner vorgefaßten Meinung nicht abbringen, blieb aber genau so hartnäckig wie er und lehnte jede Revision der mit Waibel bindend getroffenen Abmachungen ab. Ich war an diese Art Honorardrückerei gewöhnt, behielt daher meine gute Laune und prostete bei dem anschließenden Essen dem sparsamen Herrn Geheimrat mit den Worten zu: "Die fees (Gebühren), die Sie mir nicht bewilligen wollten, sollen leben!" Aus Ärger über meine Widerspenstigkeit wollte man mir nachher die Spesen für Reise und Hotel auch nicht zugestehen. Nach einem unverblühten Schreiben blieb ich in diesem Punkt ebenfalls Sieger. Auch später habe ich in ähnlichen Fällen oft jahrelang auf meine "fees" warten müssen. —

Von Mannheim aus besuchte ich Merck in Darmstadt, wohin ich auch meine Frau hatte kommen lassen. Wir wurden von meinem alten Kriegskameraden und seiner jungen Frau, die in dem ehemaligen Schloß der Prinzessin Isenburg wohnten, sehr gastlich aufgenommen. Meine Frau machte dann allein noch kleine Reisen zu Freunden, während ich nach Höchst und zu einer Aussprache mit Vertretern der Bayer-Werke in Leverkusen nach Köln fuhr. Diese Unterredung verlief besonders erfreulich. Der joviale Leiter der Patentabteilung lachte über die Schilderung meiner Auseinandersetzung in Ludwigshafen und gab mir vollständig recht. Mit ihm und andern Herren des Vorstands wurde in den prächtigen Räumen des Kasinos wieder üppig getafelt und den köstlichen Rheinweinen sehr eifrig

zugesprochen. Der Leiter der Patentabteilung war von den Anekdoten, die ich zum besten gab, so angetan, daß er mich nach Büroschluß in ein berühmtes Kaffeelokal auf einer Bastion im Rhein schleppte, wohin er auch seine rheinländische Frau bestellt hatte. Nach dem Kaffee wurde wieder gepichelt, so daß ich erst am späten Nachmittag ins Domhotel zurückkam. Ich hatte eine Karte für die Oper und wollte mich nach dieser Orgie am Rhein gern noch ein halbes Stündchen hinlegen, erwachte aber erst nach zwei Stunden: die Oper hatte ich verpaßt! —

Wieder mit meiner Frau vereint, machten wir meinem Bruder Wilhelm und seiner Familie in Hirschberg einen kurzen Besuch. Bruder und Schwägerin waren über den neuen Pensionär, unsern Gustav, sehr erfreut und hatten ihn schon liebgewonnen. Er war in die Obertertia gekommen und von den Lehrern sehr bald als besonders begabt erkannt worden. Wir wollten in den Sommerferien eigentlich alle zusammen in die Schweiz fahren. Das war meinem Bruder Wilhelm aber zu viel Trubel. Dagegen mußten wir versprechen, ihn im Herbst noch einmal zu besuchen.

Im Sommer waren wir in Weggis am Vierwaldstättersee, von Luzern mit einem Dampfer zu erreichen. Weggis war das Ferienziel guter bürgerlicher besonders deutscher Familien. Die vornehme Welt suchte die eleganteren Orte auf. Von unsrer gut gelegenen Pension sah man auf den herrlichen See, den zackigen Pilatus und den Rigi. Als unsre Hamburger Geschwister mit Hansl und Adi zu uns stießen, pinscherten wir bei schönstem Sonnenschein durch eine Landschaft, in der es noch blühende Bäume gab. Eine Badeanstalt verführte zum Schwimmen. Mein Bruder, Adi, Hansl und ich stürzten uns kühn in den schon am Ufer recht tiefen See, waren aber im Nu wieder draußen: das Wasser war eisig! — Bald darauf trafen auch der Bruder meiner Frau Georg Schramme und Frau Martha ein. Nun wurden größere Ausflüge unternommen. Der Rigi ist kein Berg, der den Alpinisten reizen kann, der Aufstieg sehr leicht, in knapp zwei Stunden waren wir auf dem Gipfel. Erheblich anstrengender und großartiger war die Besteigung des Pilatus. Nicht weit vom Gipfel bekam Georg Schramme einen Schwindelanfall, dem wir durch Kognak beikamen. Im Gipfelhaus stand angeschlagen: "Wer Mitgebrachtes verzehrt, zahlt Strafe!" ja, schon fürs Auspacken von Eßbarem aus dem Rucksack verlangte der betriebsame Wirt seinen obulus!

Nach zwei genußreichen Wochen in Weggis zog es uns in

höhere Regionen und zwar nach Wengen, das wir mit der Jungfraubahn erreichten. Die Jungfrau selbst zeigte uns, vom Hotel ausschauend, ihr rosenrotes Antlitz in der Morgensonne. Das ermutigte uns zur Fahrt auf den Gipfel. Wir kamen aber nur bis zur Klein-Scheidegg. Es schneite so anhaltend, daß wir umkehrten.

Erfreulich war ein Wiedersehen mit unserm alten Freund Hermann Bosch, der seine Ferien in einem Nachbarort verlebte. Er blieb einen Tag bei uns und erzählte von den Differenzen mit seinem Onkel Robert Bosch, die ihn wahrscheinlich zum Ausscheiden aus der Firma zwingen würden. Vielleicht würden wir ihn bald in Japan wiedersehen! Bosch lud uns zu sich nach Stuttgart ein, und als der Wiederbeginn der Schule diesen frohen Wochen ein Ende machte und alle abgereist waren folgten wir seiner Einladung. Bosch erzählte mir nun Näheres über den Streit mit dem alten autokratischen und dickköpfigen Onkel. Hermann Bosch, unser Freund, hatte sich seit 1920 in der Firma in eine führende Stellung emporgearbeitet. Der Alte war zwar immer voller Anerkennung für seine Leistungen gewesen, aber vielleicht nicht frei von Eifersucht, als es dem Neffen in der Inflation gelungen war, nach vergeblichen Verhandlungen mit Finanzgrößen in New York die dringend benötigte auswärtige Finanzhilfe für das Werk durch ein Anleiheabkommen mit holl. Financiers in Anspruch zu nehmen. Hinzu kamen andre Meinungsverschiedenheiten. Der alte Bosch war zwar der großartige Erfinder und Schöpfer seines bedeutenden Unternehmens, hatte aber zu wenig Einblick in weltwirtschaftliche Probleme. Grundverschiedene Auffassungen hatten dann den Bruch herbeigeführt. Sein großer Bruder Carl, Generaldirektor der IG, hatte ihm sofort die leitende Stellung im Stickstoffsyndikat in Japan angeboten. — Wir verlebten 2, 3 nette Tage bei ihm und seiner alten Mutter, die ihrem Hermann als dem einzigen unverheirateten Sohn die Wirtschaft führte. Sie war eine sehr energische Frau mit einem klaren Blick für die Menschen und besonders für die verschiedenartigen Anlagen ihrer Söhne. Wir trennten uns in der Hoffnung, den alten Freund bald wieder bei uns in Japan zu haben.

Nach Reisen zu Klienten in Süddeutschland (München) gingen wir für längere Wochen in dem schönen Haus der Familie Boye im Grunewald bei Berlin vor Anker, das die verwitwete Jugendfreundin meiner Frau, Elsa Boye, jetzt allein bewohnte. Ihr Mann Walther Boye, Großunternehmer im Nahrungsmittel-

gewerbe, war unter der Last seiner Arbeit zusammengebrochen und hatte ihr nicht weniger als 17 in Deutschland verstreut liegende Fabriken hinterlassen, die von Vertrauensmännern weiterverwaltet und allmählich abgestoßen wurden. — In Berlin konnte ich endlich die geschäftlichen Rücksprachen in Ruhe verarbeiten und mit einer fähigen Stenotypistin meine Korrespondenz erledigen. Nebenher verfaßte ich juristische Aufsätze für das neue Handbuch über Japan, an die mein Vertreter Scholz mich schon wiederholt gemahnt hatte. — Aus dieser Zeit stammt ein Porträt von mir, gemalt von Ima Breusing, der Kusine meiner Frau. Ich hatte zwar keine Zeit ihr richtig zu sitzen, dennoch ist es ein künstlerisch einwandfreies Bild geworden. —

Bei einer Zusammenkunft im AA beschwerte sich Botschafter Solf, der in Deutschland war, über Scholz, der ihn in einem Zeitungsartikel wegen vermeintlicher unsicherer Haltung in der Flaggenfrage angegriffen hätte. Ich war völlig ahnungslos und erbot mich, Scholz darüber zu schreiben. Solf hatte Scholz für meine Vertretung vom AA losgeeist, und das war nun der Dank dafür! Leider nannte mir Solf die Zeitung nicht, die den Artikel veröffentlicht hatte. Offenbar wollte er die Sache nicht breitreten. Im übrigen war er, wie üblich, sehr liebenswürdig und hoffte, mich bald wieder bei sich in Japan zu haben.

Erst kurz vor meiner Rückreise nach Japan erfuhr ich Näheres über diese unnötige Kampagne in der Presse, und zwar bei einem Diner der Ostasiatischen Gesellschaft in Hamburg, wo ich zufällig mit einem Berichterstatter zusammensaß, der mir sagte, der Artikel von Scholz sei gerade in seiner Zeitung, dem "Hamburger Korrespondenten", erschienen. Zum Glück für Solf war die Kritik an seiner Flaggenauffassung niemandem bekannt geworden, nicht einmal im Ostasiatischen Verein, wie mir der Geschäftsführer, mein alter Tsingtau- und Kurume-Freund Dr. Mohr erklärte. Ich wunderte mich, daß Scholz seiner Feder über den abwesenden Botschafter, dem er doch zu Dank verpflichtet war, freien Lauf gelassen hatte, aber so war er nun mal. Ich kannte seine nervöse Reizbarkeit, die ihn auch in Diskussionen zu extremen leidenschaftlichen Äußerungen trieb. Er antwortete mir sehr verstimmt über Solfs und meine eigne Reaktion und hielt an seiner Auffassung, zu schreiben was er für recht hielt, fest. —

Wir blieben bis zum Herbst in Berlin und fuhren dann wieder nach Hamburg, von wo aus ich an einem Sonnabend

nachmittag mit meinem Bruder und einigen seiner sehr anregenden Kollegen einen eindrucksvollen Fußmarsch im Mondenschein über Lübeck nach Mölln machte. Wir speisten in einem guten Hotel zu Abend, quartierten uns dort ein und wollten am Sonntag einen Ausflug zu verschiedenen Seen machen. Als alter Ostasiate ließ ich es mir nicht nehmen, die Gesellschaft beim Nachtmahl mit guten Getränken zu traktieren und den ans Rauchen gewöhnten Studienräten meine aus Japan mitgebrachten Manilazigarren anzubieten. Das hob zwar die Stimmung sehr, aber der Effekt dieser Ausschweifung war weniger erfreulich. Ein Freund meines Bruders sagte mir am nächsten Morgen, als ich frisch und aufgeräumt als erster beim Frühstück saß und mir eine von den schweren Zigarren zu Gemüte führte, er sei beim Duft dieses edlen Krauts in Erinnerung an die in der Nacht ausgestandenen Leiden beinahe in Ohnmacht gefallen! Der lange Marsch in der schönen Landschaft frischte aber alle bald wieder auf, und wir kehrten am Sonntag abend erholt nach Hamburg zurück. —

Der verlängerte Aufenthalt zuhause, das verstärkte Heimatgefühl und der Wunsch, nach den langen Jahren im Ausland später wieder ganz ins Vaterland zurückzukehren, auch bei künftigen Urlauben eine eigne Bleibe zu haben bestimmte uns dazu, ein Haus zu suchen. Wir besprachen das Projekt in Berlin mit dem sehr erfahrenen Vertrauensmann der Frau Elsa Boye, dem hochangesehenen früheren Finanzbeamten Geheimrat von Tilly, der meinte, für uns vielseitig interessierte Auslandsdeutsche käme nur Berlin in Frage. Hier würden wir Menschen und Anregungen die Fülle haben. Er verwies uns an verschiedene ihm bekannte Hausmakler. Angebote auf Villen in und um Berlin gab es massenweise. Wir haben eine Menge solcher z.T. fertig und geschmackvoll eingerichteter Einfamilienhäuser bis zum Wannsee, Neubabelsberg und Potsdam hin besichtigt, aber es war schwierig, so schnell etwas wirklich Geeignetes und uns Befriedigendes zu finden. Wir mußten es schließlich dem Hauptmakler, mit dem wir verhandelten, bei genauer Angabe unsrer Wünsche überlassen, bis zum Beginn des neuen Jahres für uns bemüht zu bleiben.

Die für den Herbst geplante Reise nach Hirschberg zu meinem älteren Bruder war aufgeschoben worden. Wir wollten statt dessen ein echt deutsches Weihnachtsfest bei ihm im Riesengebirge erleben. Ich fühlte aber eine gewisse Enttäuschung bei meinem Bruder Wilhelm darüber, daß wir uns bis jetzt nur

so kurz gesehen hatten. Deshalb wurde zunächst ein Treffen im alten Heimatland Anhalt und zwar in Oranienbaum bei Dessau, dem Städtchen unsrer Jugendzeit, ins Auge gefaßt. Der Zug in die alte Heimat war in meinem Herzen immer lebendig geblieben. Ich bestimmte meinen Bruder Adolf auch zu dieser Fahrt und bat ihn, Adi mitzubringen. Wir wollten zunächst das liebe alte Bernburg a.S. aufsuchen, wo wir nach der Versetzung unsers Vaters und dem Besuch des Dessauer Gymnasiums die letzten so glücklichen Schuljahre und unsre Studentenferien verlebt hatten, und von wo aus ich nach Japan ins Leben hinausgesteuert war. Noch lebten dort Freunde und Bekannte unsrer Eltern, auch mancher alte eigene Schulfreund. Überall wurden wir liebevoll aufgenommen. Niemand konnte wohl so stark wie ich die Freude dieses Wiedersehens empfinden, der ich mit allen Fasern meiner Seele inmitten meiner neuen ostasiatischen Welt meinen alten Kameraden und Gefährten der Jünglingszeit treu verbunden geblieben war. In einer Tischrede im Haus des uns von den Eltern her sehr befreundeten Hausarztes Dr. Rönick drückte ich diesen Gemütszustand so aus: nach Jahren in der Ferne käme ich mir bei jedem Wiedersehen mit der Heimat wie der Verschollene im Märchen vor, der verzaubert, hundert Jahre im Schoß der Erde oder auf dem Grund der Meeres ein geheimnisvolles Dasein geführt hätte und nun wieder ans Tageslicht käme, jedoch anders als im Märchen die Gestalten von früher wenigstens teilweise noch am Leben fände und sich ihrer aus vollem Herzen erfreuen könne.

Ich erkundigte mich nach den näheren Freunden meiner Schuljahre und erfuhr so auch, daß Karl Drosihn, der leidenschaftliche Musiker, Cellist und Inspirator mancher Musikunternehmungen, als Mathematikprofessor z.Zt. Direktor am Realgymnasium zu Bernburg sei. Mit vier kräftigen Jungen eigener Provenienz erfreue er die Stadt häufig mit trefflichem Quartettspiel und sei überall eine besonders beliebte Figur in Bernburg. Den mußte ich nach 20 Jahren wiedersehen! Den Überfall bei ihm dachte ich mir so, daß ich meinen Sohn zur Aufnahme in seinem Gymnasium in der Oberprima anmelden wolle. Der Plan glückte vollkommen. Die Herbstferien hatten begonnen. Gestern sei das Abitur gewesen, der Herr Direktor sei in seinem Sprechzimmer, sagte der Schuldiener. Wen er melden solle? "Sagen Sie ihm nur, ein Herr seiner Bekanntschaft wolle ihn sprechen." Ich kam mit meinem Jungen hinein und brachte mein Anliegen vor. Er fragte: "Unter welchem

Namen darf ich den jungen Herrn aufnehmen?" Ich mußte bei seinen Worten wohl gelächelt haben. Er sah mich einen Augenblick verdutzt an — erkannte mich und breitete die Arme aus zu herzlicher Begrüßung. Er strahlte vor Freude, und selten im Leben habe ich das uns beide gleichzeitig beseligende Gefühl einem alten Freundesherzen nahe zu sein, so stark empfunden wie in diesem Augenblick. Dann aber ließ er den Kopf hängen und sagte schmerzbewegt: "Du triffst mich hier in trauriger Stunde: heute morgen hat einer der Abiturienten, der nicht bestanden hatte, Selbstmord begangen. Ich bin darüber so fassungslos wie die Eltern selbst. Wir Lehrer haben dem Schüler keineswegs hart zugesetzt, sondern ihm Mut zur Wiederholung gemacht. — Doch wir wollen uns unser Wiedersehen dadurch nicht verbittern lassen. . . . Wann kannst Du mich und meine Familie besuchen?" Eine Nachmittagsstunde des nächsten Tags wurde vereinbart. Ich ließ ihm meine Gesänge aus der Kriegsgefangenschaft da, und als wir zusammenkamen und er mir seine hausmütterliche Frau und seine vier Söhne vorgeführt hatte wurde Musik gemacht. Wir nahmen das Es-Dur Quintett von Schumann vor, und ich spielte den Klavierpart, wie in der Schulzeit auch. Die Jungens waren wie ihr Vater hochmusikalisch. Sie spielten sicher und ausdrucksvoll. Dann mußte ich ihm einige meiner Lieder, die er schon studiert hatte, vortragen. Er war hingerissen und sagte ein übers andre Mal: "Welch ein Jammer, daß Du nicht doch Musiker geworden bist! Wir hatten es damals alle erwartet". Seine Jungens spielten noch ein Streichquartett, dem ich ergriffen lauschte. So wurde unser Wiedersehen ein herzbewegendes Erlebnis.

Von Bernburg aus ging's nach Dessau, dem eigentlichen Ort unsrer Kindheit, wo mein Bruder Wilhelm sich zu uns gesellte. Eine Bahn, die es damals noch nicht gegeben hatte, brachte uns rasch durch die schöne Oranienbaumer Heide ins alte Städtchen Oranienbaum. Wir hatten unsre Ankunft geheimhalten wollen, sie war aber durchgesickert, und bald umringten uns alte Freunde der Eltern, die sich nicht genug tun konnten in Erzählungen über Vater und Mutter, besonders den Vater, dessen Wirken als Schulrektor und belebendes Element der Stadt, besonders aber sein immer wieder gerühmter schöner Gesang, selbst nach 30 Jahren unvergessen waren.

Die Schützengilde feierte gerade das Abschießen nach dem großen Schützenfest, und es rief ganze Ströme von Erinnerungen wach, als wir wie in Kindertagen vom Schützenplatz im Wald

den lang nachhallenden Schall der alten Donnerbüchsen beim Abschießen des Adlers wieder vernahmen. Alle Schützen mittleren Alters waren wie wir Schüler unsers Vaters gewesen, und die Freude des Wiedersehens, sowie das dankbare Gedenken an ihren einstigen Schulmeister — unsern Vater — waren rührend.

Wir vier verbrachten die Nacht in dem einzigen Gasthaus "Zum goldenen Hirsch". Hier ging es abends äußerst lebhaft zu. Der Schützenverein feierte das Jahresend-Schießen. Reden und Gesang tönnten zu uns ins Gastzimmer hinüber. Plötzlich tauchte unser recht greisenhaft gewordener ehemaliger Hausarzt Dr. Körner auf. Er hatte uns als Kinder verarztet, und wieder waren es Laute aus den Kinderjahren, die an unser Ohr schulgen, als wir ihn noch genau so komisch stottern hörten, wie er das zu unserm Entzücken ehemals tat. Er war ein Dutzfreund unsers Vaters gewesen und sprach mit inniger Liebe von ihm.

Die Nacht verlief ähnlich wie die berühmte "Nacht im Spessart" voller Unruhe und Bangen. Die ausgelassenen Vereinsbrüder konnten auch nach Mitternacht kein Ende finden. Der trunkfeste Wirt schloß sich mit seinen Zechbrüdern schließlich im eigenen Zimmer ein, das im 2. Stock in der Nähe unsrer Schlafzimmer lag. Leider war mir der fette Gänsebraten mit Rotkohl miserabel bekommen. Ich konnte, vom Kettenhund wütend angeknurrt, tief in der Nacht den rettenden Ort auf dem Hof nur mit Not und Müh erreichen. Nach endlich eingetretener Stille versuchten unersättliche Zechbrüder, nachdem die Haustür verschlossen worden war, durchs Fenster in Wilhelms Zimmer einzusteigen, mußten aber schleunigst den Rückzug antreten. Dieser unvergeßlichen Nacht im Heimatstädtchen folgte ein Besuch im nahen Wörlitz mit seinem großen berühmten Park, wohin ich aber "wegen Leibesstörungen" meine Brüder allein wandern lassen mußte. In Dessau trennten wir uns, und aus der Welt unsrer Jugend schlug uns die Gegenwart wieder in ihren Bann.

Wie verabredet reisten wir Weihnachten nach Hirschberg, wo wir uns kurz vor Heiligabend mit unserm Jungen trafen. Wir feierten dort ein sehr trauliches Familienfest. Bruder Adolf war leider in Hamburg geblieben. So fanden wir beiden älteren Brüder uns mit unsern Frauen, den Töchtern meines Bruders: Ilse, schon zur Jungfrau erblüht und Reni, einem frischen, rotbäckigen Ding von 12 Jahren, sowie mit Adi und Gustav zu-

sammen. Die herrliche Schneeluft tat uns sehr wohl, aber die Kälte in Hirschberg war für uns an wärmere Himmelsstriche gewöhnte Ostasiaten happig. Hirschberg, am Fuß des Riesengebirges gelegen, wird von östlicher geradezu sibirischer Kälte heimgesucht, und meine Frau litt besonders unter den bis zu 20 Grad unter Null gesunkenen Temperaturen. Wir konnten selbst im angewärmten Zimmer des Nachbarhauses, in dem wir untergebracht waren, in den Betten kaum warm werden. — Nach den schönen Festtagen fuhr meine Frau nach Berlin, während ich aus wichtigem Anlaß meine Schritte noch einmal in meine alte Heimatstadt Bernburg a.S. lenkte.

Der Abituriententag.

Als ich zum Herbstanfang 1926 in Bernburg a.S. bei Freunden weilte, wurde ich zu meiner Verwunderung ans Telefon gerufen. Eine mir bekannt klingende Stimme sagte: "Hier Erich", worauf ich zurückfragte: "Welcher Erich denn?" "Erich Taubert", fuhr die Stimme fort, "Dein alter Schulkamerad." "Alle tausend, wo kommst Du denn her?" fragte ich, und er: "Das sollte ich eigentlich Dich fragen, wie Du wieder zu uns nach Deutschland hereingeschneit gekommen bist? Ich möchte Dich so gern mal wiedersehen. Ich bin hier im Kurhaus zu einer Philologentagung, die gerade beendet ist, könntest Du mich nicht besuchen?" Ich sagte gern zu, und bald darauf saß ich neben dem alten Con-Abiturienten, den ich seit rund 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er war Professor für Mathematik an der Oberschule in Dessau geworden, erzählte mir Einzelheiten aus seinem Werdegang und war begierig, auch über mein Ergehen in all den Jahren in Japan zu hören. Bald aber kam er auf den eigentlichen Zweck unseres Treffens zu sprechen: Was ich dazu meinte, wenn wir meine Anwesenheit in Deutschland zu einer Zusammenkunft der Con-Abiturienten vom Jahre 1897 benutzen würden? Es seien nun gerade rund 30 Jahre vergangen, und mein Wiedererscheinen in der Heimat sei doch ein schöner Anlaß für uns alte Knaben, noch einmal in Bernburg zusammenzukommen. Ich stimmte ihm freudig zu, erklärte aber gleich, daß ich im März wieder nach Japan zurückreisen müßte, wegen die beste Gelegenheit für das geplante Treffen wohl in den Weihnachtsferien, etwa am 28. Dezember, sein würde. Wir waren uns rasch einig, und er wollte es übernehmen, sämtliche Klassengefährten von damals zu dieser Tagung in Bernburg mobilzumachen. Näheres würde er mit noch mitteilen. Er beabsichtige, auch unsern hochgeschätzten Deutschlehrer der Oberprima, Dr. Gerhard Heine, jetzt Direktor des Dessauer Gymnasiums, dazu aufzufordern, mit dem er freundschaftlich verkehre. Dieser Gedanke fand besonders freudigen Widerhall bei mir, da ich immer gern an unsern beliebten und hochbegabten Lehrer zurückgedacht, auch später durch meinen älteren Bruder, der zur gleichen Studentenverbindung gehörte, manches über

ihn erfahren hatte. Taubert erzählte mir noch, daß von uns 14 Con-Abiturienten alle bis auf einen noch am Leben wären. Der besonders tüchtige Arzt Hermann Schulze sei bei einer sehr schweren Geburt vom Schlaganfall dahingerafft worden. Wenn die übrigen 13 alle kämen, gäbe das doch ein herrliches Wiedersehen.

Ich gab ihm meine Adresse, und Taubert nahm die Korrespondenz mit den Kameraden in die Hand. Noch rechtzeitig vor meiner Weihnachtsfahrt nach Hirschberg benachrichtigte er mich, daß alle Zurüstungen aufs beste getroffen seien. Wir wollten uns am Abend des 28. Dezember im Hotel "Zur Goldenen Kugel" in Bernburg versammeln, um wieder Fühlung zu nehmen und bei einem Glas Bier von jedem einzelnen zu hören, wie es ihm im Leben ergangen sei. Unser Dr. Heine habe die Einladung mit Freuden angenommen und sich auf Tauberts Vorschlag sogar bereiterklärt, uns in derselben Oberprima, in der wir als Schüler zu seinen Füßen gesessen hatten, am Vormittag des 29. eine Unterrichtsstunde zu erteilen. Das war wirklich ein reizender Gedanke von Taubert gewesen, und daß Heine sich schmunzelnd, wie Taubert schrieb, damit einverstanden erklärt hatte, erfüllte mich mit großer Vorfreude. Bis auf zwei hätten auch alle übrigen Kameraden zugesagt. Von der nach 30 Jahren stattfindenden Fortsetzung des Deutschunterrichts bei Heine wären sie hell begeistert.

Ich mußte sehr früh von Hirschberg aufbrechen, um rechtzeitig in Bernburg zu sein. Auf der langen Bahnfahrt dachte ich an die Gymnasialzeit zurück, und das Bild unsers Lehrers Heine stand mir zum Greifen deutlich wieder vor Augen. Was für ein großartiger Lehrer und Mensch war er doch gewesen! Von Haus aus Theologe, hatte er später Germanistik studiert, war Oberlehrer geworden und hatte am Bernburger Gymnasium als Ordinarius der Sexta und zugleich als Turnlehrer für die ganze Schülerschar begonnen. Es sprach für die Weisheit der Schulleitung, daß ihm zugleich der Deutschunterricht in der Oberprima übertragen worden war. Ich weiß, daß wir uns von vornherein sehr auf ihn freuten. Er war nur etwa zehn Jahre älter als wir und stand uns daher ohne weiteres näher als die schon angegrauten Professoren der Sekunda und Prima. Hinzu kam, daß wir ihm als Turnlehrer nicht nur wegen seiner körperlichen Gewandtheit, sondern auch wegen seines Verständnisses für die Wichtigkeit körperlicher Ertüchtigung der Jugend und der Einführung modernen Sportbetriebs sehr zugetan waren und

seine im Umgang mit den Schülern gezeigte freundlich-sympathische Haltung immer wohltuend empfunden hatten. Sein Unterricht im Deutschen wurde für uns geradezu eine Offenbarung. Es war der erste wirkliche Unterricht, den wir in diesem Fach erhielten. Literarisch hochgebildet, hielt er uns kurze Vorträge über die deutsche Sprache, über Alt- und Mittelhochdeutsch, Lautveränderungen, die ersten Denkmäler der Literatur, das Nibelungenlied usw., das wir teilweise in der Ursprache lesen mußten, ging dann aber bald zur klassischen Literatur, den Dramen unsrer großen Dichter, über, wobei er uns stets den historischen Hintergrund aufzeigte, und ohne die einzelnen Akte und Szenen durchzunehmen, uns die Charaktere erkennen ließ und, was die Hauptsache war, uns zu freiem Sprechen anleitete. Unvorbereitet frei zu sprechen war uns neu und ungewohnt. Bei ausführlich zu erörternden Fragen ließ er den einzelnen vor das Katheder treten und konnte, wenn der ungeschulte Redner stammelnd sich verhaspelte oder törichtes Zeug hervorbrachte, herzlich darüber lachen. Ohne den Betreffenden zu beschämen ergänzte er dann klug, was der junge Mensch nicht hatte ausdrücken können. Beim Vortrag von Gedichten achtete er sorgfältig auf bühnenmäßige Aussprache. Die Anhalter unter uns und er selbst, wie er freimütig zugab, hatten Nöte, B und P oder D und T auseinanderzuhalten. Da ich selbst die hessische, etwas reinere Mundart meiner Eltern sprach, nur in der Tonfärbung leicht vom Anhaltischen berührt, war ich oft der Sprecher der Klasse, und ich errötete vor Stolz, wenn er meine mustergültige Aussprache lobte, denn von ihm gelobt zu werden war eine Auszeichnung.

Zur Erweiterung der Literaturkenntnis forderte er die private Lektüre der im Unterricht nicht näher besprochenen Werke, z.B. von Kleist, Hebbel und Otto Ludwig, worüber in den Stunden dann kurz zu referieren war. In seinen Vorträgen und Erklärungen selbst klar und bestimmt, oft beinahe nüchtern, verlangte er in den Aufsätzen klare Gedanken, jedem die ihm gemäße Ausdrucksweise überlassend. Sie durfte nur nicht ins Spiel phantastisch geschwollener Redeweise abgleiten. Mich hatte er von einem ungegorenen Wortschwall, der bei früheren Lehrern Anklang gefunden hatte, durch unnachsichtige Kritik befreit und zu einem möglichst einfachen Stil erzogen. Er erlaubte uns bisweilen, für Hausaufsätze eigene Themen aus unserm persönlichen Interessengebiet zu wählen, und ich fühlte mich gehoben, als er meinen Aufsatz über Wagners Theorie

seines Musikdramas als "interessante Studie" bezeichnete.

Daß er nicht nur hochgebildet, sondern ein begabter Schriftsteller und geradezu ein Dichter war, hat er durch die Veröffentlichung einiger trefflicher Bücher, z.B. über Gneisenau und Ernst Moritz Arndt bewiesen, die ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht haben.

In den letzten Monaten vor dem Abitur hatten wir Faust I. Teil bei ihm gelesen. Über Goethes faustischen Gedanken und auch den II. Teil des Faust klärte er uns in seiner präzisen Sprechweise vorzüglich auf. Unser Examensaufsatz hatte als Thema den Satz Geibels: "Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche". Das war ein gutes und leichtes Thema.

Heine hatte uns nicht nur als Lehrer, sondern gerade auch als Mensch viel gegeben. Er kannte jeden einzelnen ziemlich genau, zeigte Verständnis für die individuellen Anlagen, und war so Lehrer, Führer und Kamerad: kein Wunder, daß ihm aller Herzen zuflogen und ihm dankbar zugeneigt geblieben waren. Welche Freude, diesem Mann noch einmal als liebem Lehrer und Freund zu begegnen.

Gegen 5 Uhr nachmittags traf ich im Hotel "Zur Goldenen Kugel" in Bernburg ein und fand dort bereits meine "Spezi" Wolfgang Pietscher und Erich Kloss vor. Ich war schon bei Pietscher in Mülheim a.d. Ruhr und bei Kloss in Weimar gewesen, wo ich auch meinen Dessauer Schulfreund Werner Deetjen, Leiter der Landesbibliothek und des Goethe- und Schiller-Archivs, gesprochen hatte. Bei einer Führung Deetjens durch die Bibliothek hatte ich Admiral Reuter kennengelernt, den Helden, der uns vor der schmachvollen Auslieferung der deutschen Flotte an England durch Versenkung der Schiffe bei Scapa Flow bewahrt hatte. Ich hatte Deetjen und Kloss damals über meine Erfahrungen beim großen Erdbeben erzählen müssen. Währenddessen kam Freund Taubert herein, dem wir, als Inspirator unseres Zusammentreffens, herzlich für das Zustandebringen der Tagung dankten. Wir erklärten einmütig: "Das hast Du großartig befangert, und Heine kommt wirklich?" — "Ja, er kommt! Morgen um 11 Uhr gehen wir ins Gymnasium und setzen uns in unsere alte Oberprima. Der Direktor war so begeistert von unsrer Idee, daß er das ganze Gymnasium heizen lassen will." Nun harreten wir der Ankunft der andern Gefährten, die nach und nach eintrudelten....

Bei diesem und jenem stießen wir auf der Lauer Sitzenden

uns an: "Kennst Du den? Wer mag das sein?" Und dann entpuppten sich langsam diese ältlichen Gestalten, die wir lange anblicken mußten, um ihre jugendlichen Züge wiederzufinden. In Haltung und Wesen offenbarten sie sich aber gleich als die unverändert gebliebenen Kameraden: Da bewegte sich der inzwischen füllig gewordene Ernst Fischmann ebenso eckig und die Schultern hin- und herschiebend wie früher, auch sprach er noch genau wie ehemals. Er war immer unser Primus gewesen. Ich hörte mit leiser Verwunderung, daß er seinem Vater als Pfarrer in dem ganz nahe liegenden Dörfchen Aderstedt a.S. im Amt gefolgt war. "Mensch", sagte ich zu ihm, "daß Du mit Deinen Gaben da hängengeblieben bist!" Er lachte nur dazu.

Dann war da Horbach, genannt Kulicke, klein, füllig und fröhlich, wie wir ihn kannten, Direktor eines Jungen- und eines Mädchengymnasiums im Erzgebirge, der auf unsre Anspielungen auf seine Trinkfestigkeit mit Humor einging.

Leise herein kam eine breite starke Mannesgestalt und schüttelte uns frohgemut die Hände. Das war Paul Leiste. Auch er hatte zu den immer gutgelaunten Kameraden gehört. Jetzt war er Oberbaurat bei der Landesregierung in Dessau.

Wieder ging die Tür auf und herein kam eine schwächliche Gestalt mit langem, flusigem grauem Bart. Wir wußten nicht, wo wir ihn unterbringen sollten, aber Kulicke, sein Spezialfreund und Zechgenosse rief: "Erkennt Ihr ihn denn nicht? Das ist der Fritz Klaus!" Jubelnd wurden ihm Ovationen dargebracht: "Mensch, wie hast Du Dir verändert!" Bei allen seinen Gaben hatte er es nur bis zum Mittelschullehrer gebracht. Merkwürdig, wie sehr er dem Typus eines solchen entsprach, aber aufgeräumt und gemütvoll war er geblieben.

Endlich kam aufrecht und forsch Martin Knahts herein, ganz Offizier. Er tat als Major bei der neuen Reichswehr im Kriegsministerium Dienst. Doch nichts in seinem Wesen verriet den aktiven Offizier alten Schlages voller Standesdünkel, nichts von dem, was in meiner Kriegsgefangenschaft ein aktiver junger Hauptmann so formulierte: "Was wollen Sie, mehr als Offizier kann der Mensch doch nicht werden."

Als letzter erschien Paul Reinicke, ein von allen geschätzter Kamerad, groß und stämmig und auffallend wenig verändert.

Zwei von uns waren nicht gekommen: Felgentreff, immer ein Einspänner und verschlossener Mensch, jetzt Amtsgerichtsrat in Jeßnitz a.d. Mulde, hatte die Winterreise zu anstrengend gefunden. Dabei hätte er wohl in knapp zwei Stunden nach

Bernburg gelangen können, und Korndorff, der hübsche elegante Kerl und begüterte Sohn eines Kommerzienrats, hatte als gewesener Reiteroffizier sein Gestüt in Hannover nicht im Stich lassen können.

Wir gedachten der Abwesenden und tranken still ein Glas auf den schmerzlich vermißten Hermann Schulze, der diese Welt so früh verlassen hatte. Im Kriege, den alle als Troupiers oder Offiziere mitgemacht hatten, war kein einziger von uns gefallen oder schwerverwundet worden, während von der jungen Generation unsers Gymnasiums eine ganze Anzahl den Heldentod gefunden hatte, für die, wie uns Taubert erzählte, ein Gedenkstein im Schulhof errichtet worden war.

Bei einem bescheidenen kalten Abendbrot und Bier hob sich die Stimmung und die allgemeine Freude über das Zusammensein beträchtlich. Bald waren wir wieder jung und hechelten unsere damaligen Lehrer durch: der gute Zappelt, in Wahrheit Prof. Kramer mit Namen, dieser herzensgute und so urkomische, lange, immer hin- und herschwankende und bisweilen plötzlich zusammenknickende typische Oberlehrer der Vergangenheit, mußte schwer herhalten. Seine Redensarten gingen wieder von Mund zu Mund, wie das so oft, wenn er ungeduldig wurde, angewandte: "Nu mal nich so sehre, ja!" oder "Deibel nochmal hin!" "Ober die Schläfrigkeit..." "Ich möcht' ihn am liebsten an die Wand klacken" und dann das schöne: "Sie sind wohl doppelt mit der Socke gekloppt!" Gab einer eine recht dumme Antwort, z.B. unser Rabe in der OII, so berief er sich bei ähnlicher Gelegenheit auf ihn, indem er sagte: "Rabe guckt..." Am Schluß einer Stunde vor der großen Pause suchte er die Jungens hinauszutreiben mit den Worten: "Da sitzen wieder die Klassenklucke." Daß er stets den Worten ein T anhängte, kam von seiner Kurzatmigkeit. Im Griechischen gibt es kein Wort, das mit t endigt, er sagte aber z.B. anstatt "to hydor" "to hydort".

Ich hänselte Fritze Klaus, der, obwohl ganz begabt, in der OII klebengeblieben war, mit seiner blauen Brille, die er wegen angeblicher Augenkrankheit beim Zappelt konstant trug, und hinter der er ein vergnügtes Schläfchen machte.

Von der "Klassenklucket" gab ich zum besten, wie in der OII der fidele Fritz Hartmann, der immer im Gehrock erschien, sich — stinkefaul wie er war — nie rechtzeitig präparierte, und ich ihm in großer Hast einen lateinischen oder griechischen Text für die nächste Stunde erklären mußte. Jeder bestätigte, daß das Andenken an den seligen Zappelt mit seinen spaßhaften

Redensarten bei allen Schülern, die ihn als Lehrer gehabt hatten, lebendig geblieben wäre. Meinem Bruder Adolf, den sie ja auch alle kannten, hatte ich erst vor wenigen Jahren, um ihn zu erheitern, von Tokyo aus gekabelt: "Nu man nich so sehre, ja!"

Auch die andern Lehrer wurden fröhlich durch den Kakao gezogen. Am meisten wurde über "Scheil, den göttlichen Sauhirten" gelacht, der uns mit seinen Übersetzungen der Odyssee so oft erheitert hatte. Die garnicht übersetzbare Partikel "men" wollte er hartnäckig mit "natürlich" oder "wie man sich wohl denken kann" übersetzt wissen, und ich trug den Gefährten vor, wie ich von ihm viel Beifall erntete für die Übersetzung einer Zeile, wo der Bettler Odysseus von den Freiern geschmäht ward: "Dem aber ging natürlich die Sonne unter, und er setzte sich — wie man sich wohl denken kann — auf seinen schäbigen Ranzen." Das rief "natürlich, wie man sich wohl denken kann" größtes Gelächter hervor.

Dann kam der Strunk, unser Mathematiklehrer Prof. Hildebrand, mit seinem immer etwas rot angelaufenen Gesicht und den als Sardellenbrötchen gestriegelten Haaren, an die Reihe. Wir schätzten ihn als guten Lehrer. Seine sarkastischen manchmal schalkhaften Worte an die mathematisch unbegabten Schüler, zu denen ich vorzugsweise zählte, wurden wieder ausgekramt. "Wißt Ihr noch?" fragte ich die Brüder, "doch nein, Ihr werdet es nicht behalten haben, da es Euch ja nichts anging, wie er mich zu verspotten wußte, indem er auf meine Musikalität anspielte, und, wenn ich mal recht danebenhaute, zu mir sagte: "Vogt, das war mal wieder ein rechter Pralltriller"... , und wie er mich bei Beginn des letzten Semesters in der Oberprima mahnte: "Nu ham Se wieder den janzen Sommer über de Grille jespielt, nu werden Se wohl im Winter de Ameise machen müssen." Damit behielt er recht. Was er für ein lieber Kerl war, bewiesen mir seine Worte nach dem Examen in der Aula: "Nu Vogt, der Schlußakkord war ja denn doch jut!" Ja, wir hatten ihn alle gern gehabt, nur sein Physikunterricht war nicht gerade auf der Höhe. Einer erinnerte daran, daß er, verärgert über die Verständnislosigkeit für die Fallgesetze, ins Klassenbuch einschrieb: "Die ganze Klasse leidet an Interesselosigkeit."

Dann nahm einer den guten Fischmann, unsern tüchtigen Primus, aufs Korn: "Weißt Du noch, Fischmann, wie Du einmal in einer sogen. Klassenausarbeitung in der Physikstunde über das menschliche Auge den lapidaren Satz von Dir gegeben hast:

“Die Pupille ist ein Sehloch, das mit Purpur ausgefüllt ist.”?

Klaus wußte am meisten zu solchen Scherzen beizutragen. Er hatte Hefte mit Extemporalien u. dergl. aus unserer Primanerzeit mitgebracht, und ergötzte uns höchlichst mit den vielen merkwürdigen Texten, die wir ins Lateinische oder Griechische zu übertragen hatten. Im Lateinischen ging es in der Oberprima bei Schniefke, Prof. Hachtmann, dem Schuldirektor, recht ernst und still her. Er war eine vornehme Erscheinung im weißen Bart, und bei der Lektüre von Horaz und andern lateinischen Klassikern ging es nicht gerade humorvoll zu. Noch viel weniger bei dem Ordinarius der Unterprima, dem allseitig gefürchteten Prof. N., bei dem wir Griechisch und Geschichte hatten. Sein Name brauchte nur zu fallen, und wir hatten ihm alle noch nach 30 Jahren seine Strenge und gelegentliche Gehässigkeit, namentlich aber seine Ungerechtigkeit in der Behandlung der Schüler, nicht verziehen. Wir waren mächtig fleißig und gespannt bei der Sache, wenn er uns — was er als Gelehrter gut konnte — die Anfangsgründe der griechischen Philosophie erklärte oder im Geschichtsunterricht Vorträge hielt. Der Unterricht war aber freudlos, und immer mußte man auf der Hut sein, nicht scharf gerügt oder giftig verspottet zu werden. Mit ihm gaben wir uns deswegen in unsern Gesprächen nicht lange ab, aber über unsern Heine, der sich morgen mit uns vereinigen würde, gab es nur *eine* Stimme: er war unser bester Lehrer gewesen.

Nach solchen launigen Rückblicken auf die letzten Schuljahre gingen wir zu uns selbst über. Jeder begann aus seinem Leben nach der Gymnasialzeit zu erzählen. Da kamen viele hübsche und auch heitere Erlebnisse zutage. Die meisten waren in der herkömmlichen Art zu ihrem Beruf gelangt, hatten gute Examina abgelegt und waren richtige Kerle geworden. Bei jeder dieser Erzählungen hatte man wieder den lieben alten Kameraden aus der Schulzeit vor sich. Urbescheiden und etwas linkisch äußerte sich unser Primus über seinen Lebenslauf bis er Pfarrer wurde, und Fritze Klaus nannte sich selbst ironisch einen im Leben Gescheiterten. Er hatte Altphilologie studiert, kam aber nie damit zuende und hatte sich mit einem Mittelschullehrerposten abgefunden. Er hatte eine Schwester unsers gemeinsamen Musikfreunds Drohsin geheiratet und war glücklich. Mit beiden, Drohsin und Klaus, verband mich ja die Musik. Auch von Drohsin, jetzt Professor der Mathematik am Realgymnasium in Bernburg, dem prächtigen Menschen, der ein Jahr nach uns auf der Schule gewesen war, wurde viel gesprochen. Klaus er-

wähnte mehrfach auch meinen Musikverein, in dem er und Drohsin im Orchester mitgespielt hatten.

Forsch und lustig sprach wie immer der gutgelaunte "Kulicke", alias Horbach: es sei reiner Zufall gewesen, daß er es bis zum Direktor von zwei Oberschulen gebracht habe, die ihm gar viel Arbeit machten. Nach dem, was er erzählte, konnten wir uns aber lebhaft vorstellen, wie gut es die Jugend bei ihm hatte. Er hatte als Schüler besonders unter der Antipathie des N. zu leiden gehabt. Das hatte jedoch seine immer frohe Seele nicht im geringsten verbittert.

Überbescheiden und sich, wie schon als Junge, selbst kritisierend, berichtete Pietscher über sein Philologiestudium und seine Anstellungen als Studienrat. Es war so charakteristisch für ihn, daß er sich dabei selbst bemängelte und seine Leistungen als minderwertig hinstellte, während wir alle, die wir ihn genau kannten, wußten, wie geistig lebendig und immer angeregt, fleißig und tüchtig er auf der Schule gewesen war. Erich Kloss meinte darum: "Du erzählst ja nur von dem, was Du glaubst, nicht gekonnt zu haben. Nun sag mal frei heraus, was Dir gelungen ist!" Das nahm aber Pietscher krumm, und wir mußten ihn beschwichtigen, daß dies ja nur gut gemeint und ein Appell an seine uns bekannten Fähigkeiten sei.

Da bei den verschiedenen Schilderungen den Rednern immer Einwürfe und Witze an den Kopf geworfen wurden, kamen wir nur langsam voran und mußten für heute ein Ende machen. Wir vereinbarten, daß die übrigen morgen nach der Unterrichtsstunde Heines bei der gemeinsamen Mittagstafel zu Wort kommen sollten. Es war schon nach Mitternacht, als wir, aufgeräumt und innerlich erfreut über die Erneuerung der alten Kameradschaft, einander "Gute Nacht" sagten.

Nach der abendlichen Vorfeier, der Neubesiegelung einer Kameradschaft, wie sie schöner unter Mitschülern nicht gedacht werden kann, kamen wir am nächsten Vormittag auf dem Schulhof unsers Gymnasiums zusammen. Unverändert und dem Zeitablauf trotzend stand der alte Bau aus gebrannten gelben Ziegelsteinen hoch über der Saale da, und der Fluß und das nahe Wehr an der Kehre rauschten herauf wie in unsrer Jugend.

Sie waren alle da, und gleich auch kam unser Lehrer Heine auf uns zu, schlank und elastischen Schrittes wie vordem, gegen früher nur wenig gealtert. Er begrüßte jeden mit kräftigem Händedruck, und wir wandten uns der Schule zu. Das ganze Schulhaus war warm, und hinauf ging's in den selben kleinen

Schulraum unsrer alten Oberprima im 2. Stock.

Wir nahmen auf den Schulbänken Platz — einzelne vielleicht etwas beengt durch vermehrte Leibesfülle. Seltsame Gefühle bewegten uns: hier saßen wir nun, als wenn wir nochmals Schulbuben wären, und wie eine Verwandlung kam es über uns, als nun Heine, ganz wie damals vor uns stand, um zu sprechen. Die vergangenen 30 Jahre schienen ein Traum zu sein. Vergessen war alles Geschehen: der große Krieg, der Umsturz, die Familie, und wir fühlten uns wieder wie die eben aus der Knospe der Knabenjahre zur reiferen Jugend herangewachsenen jungen Menschen, die gläubig und mit Hingebung Geitesschätze aus dem Reichtum des Lehrers hoben. War dieser Rückgriff in die Vergangenheit phantastisches theatralisches Spiel? Weit entfernt davon! Unsere Dankbarkeit für diesen Lehrer, der uns so viel fürs Leben mitgegeben hatte, war es, die uns erfüllte und uns antrieb, das als reife Männer in dieser Form zum Ausdruck zu bringen. Als er voller Verständnis auf unsere Empfindungen einging und dann das Wort ergriff, war der Einklang hergestellt, und voller Begeisterung lauschten wir, als er folgendermaßen begann:

“Meine lieben Freunde, als wir das letzte Mal, vor nunmehr fast 30 Jahren, eine Deutschstunde zusammen abhielten, haben wir über den Faust gesprochen, und ich gab Ihnen damals einen Überblick über Goethes Gedanken zu diesem seinem grundlegenden Werk. Um Sie damit wieder in Zusammenhang zu bringen, will ich kurz noch einmal die Hauptidee Goethes entwickeln.” Dann faßte er klar und schön die Hauptgedanken des I. und II. Teils zusammen, mit Fausts Vollendung endend. Hierauf fuhr er fort: “Im Anschluß an die Faustidee will ich Ihnen nun eine Frage zur Beantwortung vorlegen: Oswald Spengler hat in seinem Werk “Der Untergang des Abendlandes” die Behauptung aufgestellt, Goethe habe am Schluß des Faust II mit dem Lobpreis der Arbeit und des tätigen Lebens schon die spätere Entwicklung zum Sozialismus unsrer Tage vorausgesehen. Wir sind im Unterricht bei der Erörterung solcher Fragen inzwischen vorangekommen und halten Diskussionen darüber in der Weise ab, daß der Lehrer Ihnen gewissermaßen einen Ball zuwirft, der von einem aufgefangen und reihum weitergeworfen wird, so daß Sie das Gespräch selbständig weiterführen und über die gestellte Frage zur Klarheit kommen. Fangen wir also an und äußern Sie Ihre Meinung zu der Ansicht Spenglers.”

Da saßen wir nun mit dicken Köpfen, überrascht und verstummt. Das war ein Problem, über das sich ohne gründliches Durchdenken beiweige kaum etwas Vernünftiges würde sagen lassen. Doch alsbald ergriff mein redseliger Jugendfreund Kloss das Wort, der über alles immer sofort Gedanken parat hatte. Vielleicht war er auch der einzige, dem die Frage nicht so neu war wie uns andern, da er sich in der Entwicklung des Sozialismus in allen Phasen genau auskannte und Erfahrungen dieser Art in seinem Bürgermeisterberuf gesammelt hatte. So war es verständlich, wenn er meinte, Spengler habe mit seiner Auffassung durchaus recht. Goethe habe in der Erkenntnis des hohen Werts der Arbeit und des tätigen Lebens auch das Aufkommen einer der Gemeinschaftsarbeit gewidmeten Gesellschaft vorausgeahnt, und so habe er mit der Vollendung Fausts als des immer tätigen Menschen die kommende Entwicklung vorausgeföhlt.

Dieser Ansicht trat nun mein zweiter Jugendfreund Wolfgang Pietscher entgegen. Er meinte, die Idee, Goethe mit dem Sozialismus in Verbindung zu bringen, sei zwar geistvoll, aber das ginge doch wohl zu weit. Spengler habe in seinem trefflichen Werk auch reichlich Kapriolen geschossen. Man dürfe doch dichterische Worte voll tiefster Weisheit nicht in viel spätere realpolitische Zusammenhänge bringen und den Dichter Goethe als Kronzeugen für die Gegenwart anrufen.

Dann griff ich in die Diskussion ein. Merkwürdigerweise geschah das in derselben Reihenfolge, wie es einst in der Oberprima gewesen war: vorneweg immer der redelustige Kloss, dann Pietscher und endlich ich. Ich stimmte meinem Vorredner darin zu, daß ich Spenglers Auffassung für überspitzt hielte. Bei aller Weisheit und großen Gabe der Zukunftsschau könne Goethe doch nicht unterstellt werden, den Sozialismus vorausgeahnt zu haben. Der Begriff des Sozialismus, wie wir ihn heute als Gegensatz zum Kapitalismus kennen, sei doch erst allmählich um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommen. Es schiene also auch mir, daß Spengler zu weit gegangen und vielleicht mehr aus philosophischen, mehr allgemein gefaßten Grundbegriffen zu seiner Meinung gelangt sei und das Wort "Sozialismus" in diesem Zusammenhang mißbraucht wäre. Ich könnte mir aber vorstellen, daß Fauste Worte vor seinem Ende Spengler dazu bestimmt hätten, wo nämlich Faust ein "im Gewimmel eines glücklichen Volkes" sich abspielendes Staatsleben vor Augen hat. Zur Abwehr eines Angriffs auf ein solches Volk spricht er die

unsterblichen Worte (die ich zur Klärung meiner Äußerung hier wörtlich zitiere, in Wahrheit habe ich sie nicht gesprochen, aber sinngemäß angewandt):

“Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.”

Dieser Gemeindrang oder Gemeinsinn, der die Lücke verschließt, entstamme aber dem von Goethe in der Zukunft erwarteten, zur Nation gewordenen Volk, von dem er hofft, daß es einmal — wie es weiter in diesen Schlußversen heißt — “als freies Volk auf freiem Grund” stehen möge. Ein Gemeinschafts-sinn, wie Goethe ihn auffaßt, könne schwerlich mit dem Sozialismus unserer Tage in Beziehung gesetzt werden. Es sei mehr Ausdruck eines geeinten völkischen Willens. Ich erkenne an, daß man — wenn man wolle — Gemeinschaftsdrang als Keim oder Wurzel einer späteren Entwicklung ansehen könne, eines gewachsenen Verständnisses für gleichmäßigere Verteilung der Güter der Erde. Euphemismus aber wäre es, Goethe etwa auf diese Weise für den Sozialismus abzustempeln. Ich sähe in der gestellten Frage mehr ein literarisches als ein national-ökonomisches Problem.

Die andern Kameraden stimmten teils Kloss, teils Pietscher und mir zu. Die Ansichten blieben also geteilt. Sonderbar genug, daß der einzige, der kaum den Mund aufzumachen wagte, unser doppelter Gymnasialdirektor Horbach war, der sich scheute, in dieser gewiß nicht leicht zu beantwortenden Frage das Wort zu ergreifen. In der Auseinandersetzung hierüber wurde manch gutes Wort gesprochen, aber keine Einigung erzielt. Ich betonte noch einmal, daß man Goethe als Dichter zu sehen und die Frage daher mehr literarisch denn ökonomisch zu deuten habe, und Heine nickte befriedigt zu meinen Worten. Zum Schluß der Debatte faßte er so schön, wie nur er es vermochte, das Ergebnis zusammen und bekannte sich selbst zu der Meinung derer, die Spengler unrecht gaben. Damit schloß die denkwürdige Unterrichtsstunde.

Hiernach wanderten wir selbender zu unserm Hotel zu einem gemütlichen Mittagmahl. Wir tranken ein Glas Wein auf das Wohl unsers verehrten Gastes und hörten während der Mahlzeit noch manches gute Wort von ihm. Er berichtete uns interessante Dinge über den von ihm geleiteten Schulbetrieb, die uns außerordentlich interessierten und fast mit Neid erfüll-

ten, wenn wir uns vorstellten, wie nun in allen Klassen in seiner uns bekannten Form der Pädagogik unterrichtet wurde. Wie nahe er dem Ziel einer idealen Erziehung kam bewies er dadurch, daß er jeder besonderen Veranlagung des Schülers auch außerhalb des Unterrichts Rechnung trug und ihr einen entsprechenden Wert zumaß. Wer sich z.B. für Malerei, Dichtung oder Musik begabt zeige und etwas Anerkennenswertes darin leiste, z.B. imstande sei, eine Sonate von Beethoven gut vorzutragen, könne damit ein Manko selbst in einem der Hauptfächer ausgleichen. Hierbei warf er mir einen schelmischen Blick zu. Ich bemerkte, daß ich meine Erfahrung in der Mathematik, in der ich mit Anspannung aller Kräfte meine Fehlanlage überwand, nicht missen möchte. Sie hätte mich gelehrt, was der Wille vermag und mein Selbstvertrauen für das künftige Leben gestärkt.

In munterer Unterhaltung kamen wir auch auf unsre damaligen Lehrer zu sprechen, deren wir uns im allgemeinen, auch der komischen Gestalten unter ihnen, dankbar erinnerten. Sehr betroffen aber war Heine, als wir uns einmütig scharf und ablehnend über N. aussprachen. Seine Fähigkeiten in Ehren, — aber seine tyrannische Art, die Bevorzugung einzelner Schüler und seine krasse Ungerechtigkeit hätten uns alle verbittert, auch die paar Auserwählten, die aus Kameradschaft gar nicht gern bevorzugt sein mochten. Heine, als der freilich wesentlich jüngere Kollege von N., konnte unsere Auffassung mit der seinen nicht in Einklang bringen. Wir meinten, wir hätten wohl bemerkt, daß N. sich als Mensch auch ganz anders geben konnte. Der Lehrer in ihm müsse aber für Entgleisungen in offenbare Ungerechtigkeit und Gehässigkeit haften. Man möge ihn menschlich bedauern, Schüler aber, mit feinem Empfinden für den Charakter eines Lehrers, könnten auf seine Fehler nur mit unerbittlicher Strenge reagieren.

Nach dem Essen gaben nun die am Vorabend noch nicht zu Worte gekommenen Kameraden einen kurzen Abriß über ihren Lebensgang: Taubert erzählte, wie er von der Mineralogie und der Kristallforschung, seinem eigentlichen Interessengebiet, schließlich zur Mathematik übergegangen sei. Knahts berichtete über seine Karriere als Soldat und Offizier im Kriegsministerium während des Weltkriegs, und endlich sprach mein Freund Kloss von seinem Studium der Arbeiterverhältnisse in Frankreich und England und seinen Aufgaben als 2. Bürgermeister von Weimar, auch über seine Beschäftigung mit dem Sozialismus. Er erwähnte

dabei die Veröffentlichung eines Buchs zur Frage der Beteiligung der Arbeiter am Gewinn der Produktion, dem er am Schluß des Weltkriegs seine Einberufung ins Kriegsministerium zu verdanken hatte.

Zuletzt mußte ich über mein Leben berichten. Ich begann damit, daß ich anno 1894 vom Dessauer Gymnasium und dem dort herrschenden höfisch-vornehmen Ton zu den aufgeschlosseneren und sich ungebundener und natürlicher gebenden Rustikanern nach Bernburg gekommen sei. Hier hätte ich mich sehr bald wie von einem Druck befreit gefühlt. In den Hauptfächern sei ich weit voraus gewesen, aber in einem erheblich zurück, nämlich im Turnen, wie ich zu Heine hin sagte. Das Turnen am Reck sei mir ein Greuel gewesen: "In der ersten Turnstunde bei Ihnen, lieber Herr Dr. Heine, suchte ich mich als der neugierig beäugte Dessauer möglichst zu drücken. Ich hatte einen guten Grund: mir war bei einer Turnübung der Hosenboden geplatzt. Ich sagte darum: "Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich kann nicht mitturnen, meine Hose ist geplatzt." Sie erwiderten: "Das macht nichts, da schauen wir nicht hin!" und ich mußte meine erbärmlichen Künste am Reck zeigen. Auf diese kleine komische Geschichte hin sagte Heine: "Denken Sie, das weiß ich noch!" Darüber mußten wir alle herzlich lachen. Nach 30 Jahren sich solcher kleinen Szene noch zu erinnern war doch wirklich allerhand!

Ich fuhr dann fort "in kurzen und gedrängten Zügen", wie unser Zappelt sagte, über mein Leben zu referieren. Ich schilderte, wie ich von der Musik zur Jurisprudenz und dem Studium des Japanischen abschwengte, meine Examina erledigte, als Referendar in Cönnern a.S. arbeitete und mein Einjährigenvierteljahr mit Kloss zusammen abdiente. Anfang 1903 fuhr ich, vom Auswärtigen Amt einberufen, auf dem Seeweg über Indien nach Japan, wo ich der konsularisch-diplomatischen Laufbahn unsrer Gesandtschaft in Tokyo als Dolmetscher zugeteilt wurde, den hochinteressanten Russisch-Japanischen Krieg erlebte, im Dienst zwar gut vorankam, aber von der Karriere enttäuscht war. Das Avancieren ging erschreckend langsam und wurde für mich besonders dadurch erschwert, daß mir zwei Krummstiefel, nicht gediente Kollegen, mit denen ich gleichzeitig das japanische Examen abgelegt hatte, dauernd vorangingen, und die erlangbaren Positionen zu dünn gesägt waren. Ich verließ daher 1910 den Reichsdienst, nicht entlassen, sondern vom AA nur ehrenvoll beurlaubt, und arbeitete vier Jahre erfolgreich als Rechts-

anwalt mit zwei englischen Anwälten zusammen. Ich hatte in einen Glückstopf gegriffen, konnte als deutscher Anwalt konkurrenzlos arbeiten und war gerade in eine große Prozeßführung mit hochpolitischem Hintergrund verwickelt, als der Weltkrieg ausbrach. Als Reserveoffizier nach Kiautschou einberufen, machte ich, teils im Stabe, teils an der Front, die Kämpfe um Tsingtau mit, war bei der Kapitulation Dolmetscher und von Ende 1914 bis Anfang 1920 in japanischer Kriegsgefangenschaft. Die lange Zeit war nicht verloren. Sie bot Gelegenheit zur Vertiefung auf vielen Gebieten. Ich wirkte als Vermittler bei schwierigen Auseinandersetzungen mit dem japanischen Kommando, war Herausgeber einer Lagerzeitung, die Kriegsnachrichten brachte, und gründete sogar ein Orchester, das nach und nach auf 55 Mann angewachsen war. Wir führten unter meiner Leitung viele klassische Werke auf. Im Mai 1920 traf ich mit Meyer-Waldeck und seinem Stab in Hamburg ein und war erschüttert über den ausgestorbenen Hamburger Hafen.

Dann heiratete ich und fuhr mit tausend Masten aufgefrischt im Dezember 1920 nach Japan zurück. Intensive Berufsarbeit folgte. Nicht weniger als 150 Prozesse mußten mit Bezug auf die verhängte Beschlagnahme unsers Privateigentums im Auftrag des Reichs geführt werden. Ein günstiger Abschluß stand bevor, aber wieder griff höhere Gewalt ins Dasein ein durch das große Erdbeben vom 1. September 1923. Wir kamen unbeschädigt davon, aber mein Büro brannte vollständig nieder und unser schönes Haus war ein Trümmerhaufen geworden, hatte jedoch kein Feuer gefangen. Das Erdbeben war eine Tragödie von erschreckendem Ausmaß und forderte viele Menschenleben. Große Teile von Yokohama und Tokyo gingen im Feuer zugrunde.

Es folgte der Neuaufbau der unterbrochenen Arbeit und nach fünf Jahren emsigster Tätigkeit endlich die Reise in den Heimaturlaub über Amerika. Sie war schwer zu bewerkstelligen. Ich mußte einen Vertreter aus Deutschland nach Japan kommen lassen. Nun aber habe ich die alte Heimat in vollen Zügen genossen und mich an dem Wiederaufleben Deutschlands nach dem großen Krieg erfreut. Das durch unsern lieben Taubert bewirkte Zusammentreffen mit den lieben alten Schulkameraden, gekrönt durch Ihre Teilnahme, hochverehrter Herr Dr. Heine, war ein Höhepunkt des Urlaubs. Sie haben uns mit Ihrem Unterricht eine glückliche Stunde der Erinnerung geschenkt, und ich schließe mit dem Ausdruck unsers allerherz-

lichsten Dankes für Ihr Kommen und kann Ihnen die Versicherung treuer Verbundenheit geben, die wir Ihnen bis ans Ende unserer Tage bewahren werden." Wir tranken noch einmal auf das Wohl des verehrten Lehrers, der uns mit guten Worten dankte.

Langsam löste sich die Tafelrunde auf. Ein letzter Händedruck. Wir fragten nicht, wann wir uns wiedersehen würden. Der Bund war erneuert, die Brücke vom Alter zur Jugend geschlagen und das Wissen um die Einheit alles Werdenden und Gewordenen in den Herzen erwacht.

Ein Ring hielt beides umschlossen — geprägt aus
Freundschaft, Liebe, Verehrung.

Anfang Januar 1927 war ich mit meiner Frau wieder in Berlin, wo sie schon während meiner Abwesenheit mit ihrer Freundin Elsa Boye ein zum Verkauf stehendes anscheinend sehr schönes Haus im Westen Berlins besichtigt hatte. Wir sahen es uns an und waren überzeugt, einen besonders guten Fund getan zu haben. Es handelte sich um eine moderne geräumige Villa mit einem hübschen Vorgarten und einem ausgedehnten Garten nach hinten gelegen. Es lag in dem Villenviertel der sich vom Breitenbachplatz in Wilmersdorf bis zum Bahnhof Schmargendorf ausdehnenden langen Bingerstraße, mit naher U-Bahn bequem erreichbar. In $\frac{1}{4}$ Stunde war man am Potsdamer Platz. Es entsprach demnach in allem ungefähr unsern Wünschen. Es war vor einigen Jahren gebaut worden, und der Inhaber wollte noch einige Zeit darin wohnenbleiben, was uns gelegen kam, weil wir sonst sofort einen "rusuban" (Abwesenheitswächter) hätten einsetzen müssen. Der Kauf wurde abgeschlossen, und wir waren von Herzen froh, uns für die weiteren Heimaturlaube einen festen Standort, ein eigenes Heim gesichert zu haben, was uns anspornen würde, künftig in kürzeren Abständen Deutschland zu besuchen.

Aber noch eine weitere Sorge, die mich schon längere Zeit bedrückt hatte, mußte behoben werden: einen Mitarbeiter für meine lawinenartig angewachsene Praxis zu finden. Ich hatte in Hamburg wiederholt mir bekannte Rechtsanwälte gebeten, mir beim Suchen eines jüngeren Kollegen zu helfen, bisher jedoch erfolglos, denn die Zeitverhältnisse lagen für mein Bestreben ungünstig. Die jüngere Generation war noch nicht ganz über die bekanntlich nach dem Weltkrieg ausgebrochene wilde Genußsucht hinausgewachsen und wollte sich zuhause

amüsieren. Die Tanzwut war ausgebrochen, die Jazzmusik Trumpf, Theater, Kinos und sonstige Lokale waren überfüllt. Gesetztere Naturen aber strebten nach raschem Verdienst, und gerade während meiner Anwesenheit zu Hause nahm die Wirtschaftskonjunktur einen großen Aufschwung. Befragte junge Anwälte dachten daher nicht daran, ihre guten Chancen in der Heimat gegen eine undurchsichtige Praxis im Ausland einzutauschen. Geheimrat Tilly hatte sich schon weitgehend für mich bemüht und versprach, da die Zeit drängte, sich erneut umzusehen.

Da trat plötzlich in Hamburg, wo ich unsre Abreise vorbereitete, eine unerwartete Wendung ein: meine Schwägerin war mit einer sehr musikalischen Dame, einer geborenen Sonderhoff, intim befreundet, die häufiger Gast im Haus meines Bruders war und ihn zur Geige begleitete. Durch sie war eine Verbindung mit ihrem Bruder, Dr. Roland Sonderhoff von der Norddeutschen Bank, zustande gekommen, wo mein Bruder Geld für mich angelegt hatte. Sonderhoff, 30 Jahre alt, war dort Syndikus. Anlässlich eines Geschäftsbesuchs bei der Bank klagte ich ihm mein Leid, daß ich immer noch keinen Mitarbeiter hätte finden können, worauf er in anheimelndem Hamburger Tonfall erwiderte: "Ich glaube, er ist schon gefunden." "Wieso?" fragte ich. "Sehr einfach, ich selbst wäre bereit, zu Ihnen zu kommen." Das war Wasser auf meine Mühle. Ich setzte ihn schnell ins Bild, auf was es mir ankäme, welche Arbeiten ihn erwarten würden, wie die Lebensverhältnisse drüben seien u. dgl. mehr. Auch betonte ich, daß er sich möglichst rasch ans Studium der japanischen Sprache und der komplizierten japanischen Schrift machen müsse, um bei seinem Eintreffen draußen schon eine Ahnung von dieser ungewöhnlich schwierigen Sprache zu haben. Er versprach, bald damit zu beginnen, glaubte aber nicht, sich früher als in 1 oder 1½ Jahren von der Bank lösen zu können. Ich war es zufrieden. In einer weiteren Besprechung regelten wir alle Einzelheiten seines Engagements bei mir und schlossen einen Vertrag. Ich wußte, daß ich an ihm einen fähigen, gewissenhaften und vertrauenswürdigen jungen Mitarbeiter haben würde, der mich sicher bald bei meiner vielen Arbeit wirksam würde unterstützen können.

So war ich endlich von zwei großen Sorgen befreit: uns ein Heim in Deutschland und mir selbst einen Mitarbeiter in Japan zu beschaffen. Erleichtert fuhren wir zur Erholung nach dem einzigartigen St. Moritz in der Schweiz, 1800 m hoch gelegen.

Frau Boye begleitete uns, und wir verlebten in dem berühmten Winterkurort in einer guten angenehm durchwärmten Pension ein paar köstliche Wochen. Langsam an die Höhenluft gewöhnt, gingen wir, in Pelze gehüllt, bei herrlicher Sonne auf beschneiten Pfaden spazieren und sahen neben andern Vergnügungen interessiert dem kühnen Springen der Skifahrer von der Olympiaschanze zu. Manchmal stockte uns der Herzschlag, wenn sie aus großer Höhe beim Aufschlagen auf den Schnee wild herumkugelten, daß man glaubte, sie hätten sich alle Knochen im Leib zerbrochen, dann aber doch heil wieder aufstanden. Andre landeten mit großartigem Schwung wohlbehalten auf der Erde und jagten weiter. — Wir machten eine Schlittenfahrt über Sils Naria nach Maloja und nahmen herrliche Eindrücke von dem langgestreckten Tal und den rechts und links emporragenden Gipfeln mit nach Haus.

Ein ausgelassener Abend in Zürich bei der ehemaligen Gesangslehrerin meiner Frau, Ella Klein-Gmeiner, einer bedeutenden Sängerin, die einst unter Richard Strauss die Klytamnestra in der "Elektra" kreierte hatte und immer noch eine Orgelstimme von seltener Kraft besaß, beschloß unsre Schweizer Reise. Die Sängerin war ein Ausbund an Frivolität und Offenherzigkeit. Sie ließ ein Feuerwerk an Witzen los, wie man sie sonst nur in Männergesellschaft hört, aber als sie sang, und ich sie begleiten durfte, war sie ganz die Künstlerin großen Stils. Sie trug z.B. den "Edward" von Löwe so dramatisch vor, daß man eine Gänsehaut bekam. — Der Gegensatz von Künstlertum und persönlichem Leben trat am Schluß des Abends noch krasser hervor, als sie uns ihren viel jüngeren Mann präsentierte. In erster Ehe war sie mit dem sehr geachteten Literaten Dr. Fritz Klein in Berlin verheiratet gewesen. Nun trat ein schwächerer Mann ins Bild, ein Schweizer, der — es war zum Lachen — mit Vorliebe sächsisch sprach, weil er jahrelang in Dresden gelebt hatte. Kleins liebten edle Weine, und meinen beiden Damen und mir brummte noch am nächsten Morgen der Schädel von diesem feuchtföhlichen Künstlerabend, als wir uns zur Rückfahrt in die Heimat rüsteten. —

Mitte März war alles zur Heimreise nach Japan über Sibirien vorbereitet. Wegen einer heftigen Bronchitis meiner Frau mußte die Abreise verschoben werden. Ich setzte meinen Vertreter Scholz in Tokyo darüber ins Bild, daß wir leider nicht am 1., dem Schlußtermin seiner Arbeit, sondern voraussichtlich erst am 5. April ankommen würden. Unser großes Gepäck wurde

auf dem Seeweg befördert. Am 26. März etwa stiegen wir gegen Abend auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin, von niemandem abgesehen, in den D-Zug nach Moskau.

Die große Urlaubsreise lag hinter uns. Wir hatten unendlich viel gesehen, viel Wissenswertes gehört, alte Beziehungen zu Verwandten und Freunden aufgewärmt, Geschäftsbesuche erfolgreich ausgeführt, Abmachungen für die Zukunft getroffen und konnten nun voll befriedigt vom Urlaub an unsre Arbeitsstätten in Yokohama und Tokyo heimkehren. Während der Bahnfahrt ließen wir die Eindrücke des Jahres an uns vorüberziehen und steuerten mit frischen Kräften und neuen Hoffnungen gen Osten. Mit der Reise über Sibirien würden wir den Erdball einmal umkreist haben.